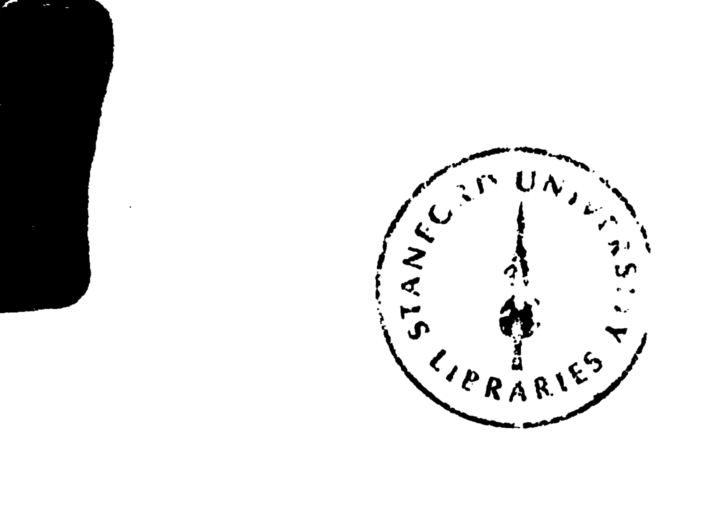
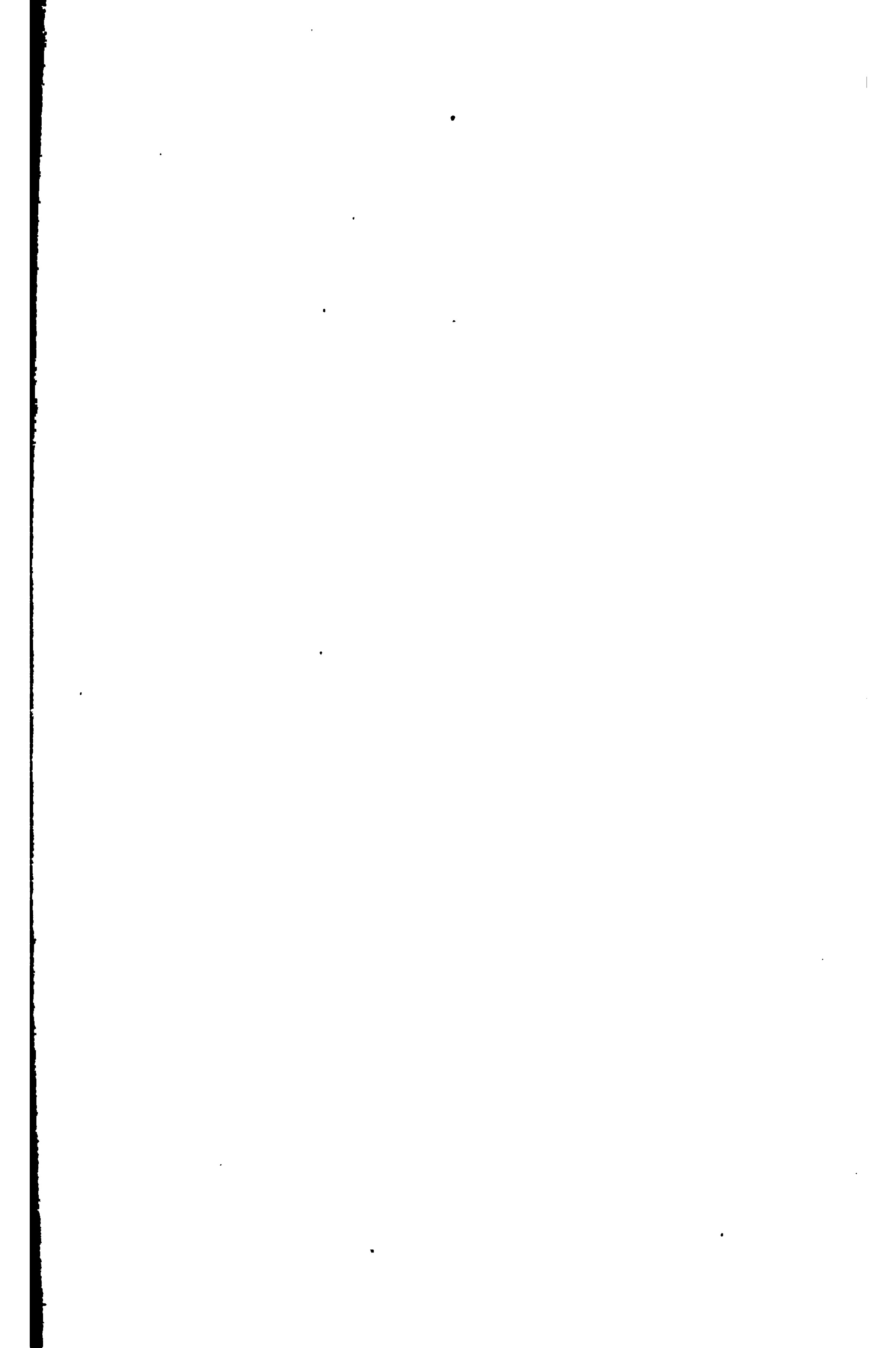
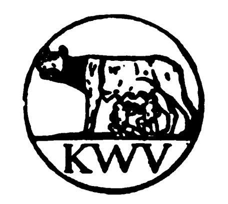
Anatole France

Der dürre Kater


LIBRARIES




KWV




DER
dürre KATER

Anatole France

Der dürre Kater

Mit Originallithographien von

Rudolf Großmann

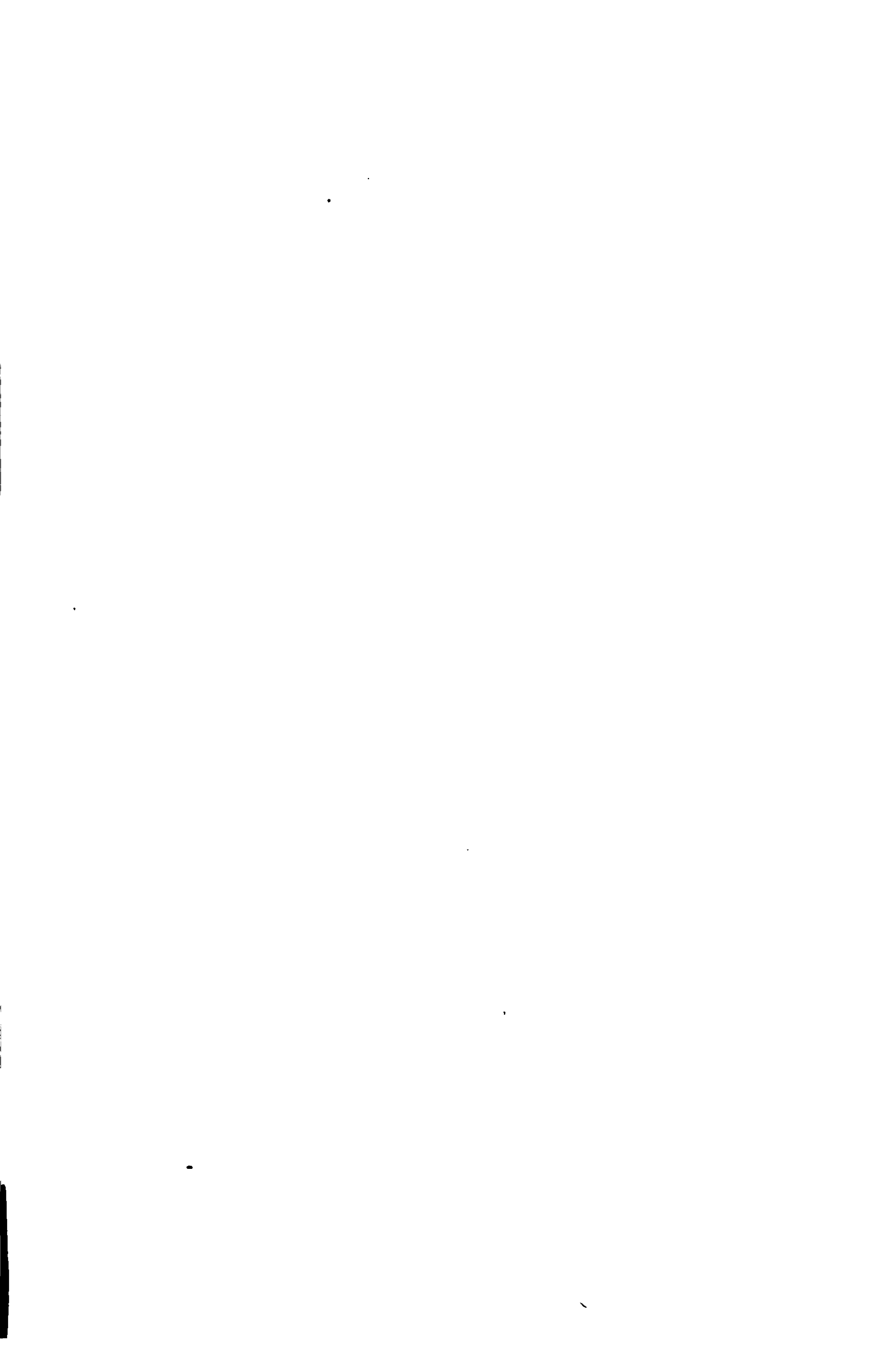
Kurt Wolff Verlag / München

Berechtigte Übersetzung von Irene von Guttry

Die Novemberstürme peitschten seit drei Tagen die dicht bevölkerte Vorstadt, die sich jetzt in die ersten Schatten der Nacht hüllte. Wasserlachen blinkten unter den Gaslaternen. Trottoir und Straße waren mit einem schwarzen Schlamm bedeckt, den die Schritte der Menschen und Pferde stets von neuem aufwühlten. Die Arbeiter, ihr Werkzeug auf dem Rücken, und die Frauen, die ihre Portion Rindfleisch zwischen zwei Tellern aus der Garküche heimtrugen, duckten sich unter dem Regen und trotteten stumpfsinnig dahin wie müde Lasttiere. In seinen schwarzen Anzug eingezwängt, stieg Herr Godet-Laterrässe unter der Menge die schmutzige Straße zum Montmartre hinan. Unter seinem Regenschirm, der, von manchem Sturm zerzaust, wie der Flügel eines großen verwundeten Vogels im Winde schwankte, schritt Herr Godet-Laterrasse erhobenen Hauptes. Sein vorspringender Kiefer und die eingedrückte Stirne brachten sein Gesicht unwillkürlich in eine horizontale Lage, und seine Augen konnten, ohne sich zu heben, durch den zerschlissenen Taft den rußigen Himmel sehen. Bald fieberhaft eilig, bald nachdenklich langsam ausschreitend, lenkte er in eine dunkle, schlammige Sackgasse ein, ging an den vermoderten Latten des entblätterten Hagebuchengangs längs der Badeanstalt vorbei und betrat nach kurzem Zögern eine Kneipe;

die Menschen hier, in zerknittertes, abgewetztes schwarzes Tuch gekleidet wie er, saßen stumm vor ihren Speisen, in einer Atmosphäre von abgestandenem Fett und dem widerlichen, feuchtwarmen Wäschedunst der benachbarten Badeanstalt.
Herr Godet-Laterrasse grüßte das Fräulein am Büfett in seiner üblichen Art: mit einem ernsten Lächeln und einem Zurückschleudern des Kopfes. Dann hängte er den abgegriffenen und verbeulten Hut an einen Haken, setzte sich an einen kleinen, fettglänzenden Marmortisch und glättete sein Haar mit der Geste, die gewohnheitsmäßig seine Meditationen begleitete. Das summende Gas beleuchtete die wolligen Haare dieses Mannes und sein Mulattengesicht. Vom Schnee und Regen der europäischen Winter schlecht gebleicht, erschien seine Haut schmutzig und die flachen Nägel seiner runzligen Hände waren an den Spitzen mit milchigen Strichen gezeichnet.
Ohne den Kellner zu rufen, ohne nach dem Schanktisch hinzusehen, zog er aus der Tasche eine Zeitung, die er mit lauter Stimme zu lesen begann. Er unterbrach kaum seine Lektüre, um von dem Kalbskopf zu essen, der portionsweise schon vor all diesen stummen und resignierten Gästen erschienen war. Die Gäste entschwanden jetzt einer nach dem andern in die Nacht und in den Regen. Nur einer noch kaute trübsinnig mit dem zahnlosen Mund getrocknete Weinbeeren. Der Mulatte leerte seinen Schoppen, auf dessen Grund ein Bodensatz von Hefe und Schalen zurückblieb, wischte sich den Mund und faltete seine Serviette. Mit der Geste eines Ringers, der seinen Gegner an sich drückt, steckte er die Zeitung in seine Brusttasche und erhob sich, nahm seinen Hut vom Haken und machte





einen Schritt zur Tür. Schon wollte er in die feuchte Nacht hinauseilen, als in der von schmierigen Händen ganz geschwärzten Seitentür ein kleiner, fettriefender, purpurroter Mann auftauchte und hinkend durch den Saal auf ihn zuschritt. Herr Godet-Laterrasse begrüßte den Wirt des Restaurants in der gewohnten Weise mit dem Zurückwerfen des Kopfes.

„Guten Abend, Herr Godet", sagte der kleine fette Mann. „Ein schlimmes Wetter, heut', richtet viel Schaden an! Was ich sagen wollte, Herr Godet, könnten Sie mir nicht morgen eine kleine Anzahlung machen, es wäre mir sehr angenehm. Ich will Sie ja nicht drängen, das wissen Sie doch; aber ich habe in dieser Woche große Zahlungen zu leisten."

Herr Godet-Laterrasse erwiderte in einem Tonfall, redegewandt und kindlich zugleich, und ohne das R auszusprechen, daß man ihm Geld schulde, daß er morgen bestimmt eine beliebige Summe bei seinem Verleger oder in der Redaktion sich holen werde; er begreife wirklich nicht, wie er nur diese Schuld bei seinem Wirt habe vergessen können, es sei doch nur eine Bagatelle.

Der fette Mann schien durch dieses Versprechen nicht geblendet. Er erwiderte mit klagender Stimme: „Vergessen Sie mich nicht, Herr Godet. Guten Abend, Herr Godet."

Und nun trat auch Herr Godet-Laterrasse in das vom Regen durchfurchte Dunkel, in das sich bereits all die hageren Kostgänger der ‚Impasse du Baigneur' verloren hatten. Sämtliche Wege der Erde standen ihm offen. Er nahm den zum

Montmartre, den der Sturm verheerte und ein hartnäckiger Regen überschwemmte. Ein Wirbelwind wollte den Mulatten zu Boden stürzen. Ein tückischer Stoß packte seinen Schirm von unten und drehte ihn plötzlich um. Herr Godet-Laterrasse gab diesem nützlichen Instrument seine ursprüngliche Gestalt zurück; aber der Taft war nun überall geplatzt und flatterte wie eine schwarze Fahne um das nackte Gerippe. Herr Godet-Laterrasse kletterte unter dieser düsteren und seltsamen Flagge vorbei, an den Treppenkönigen, der Passage Cotin, die in einen Sturzbach verwandelt war. Er hörte nur das Aufklatschen seiner Sohlen im Wasser und das geheimnisvolle Zwiegespräch der Winde. Die schwanken Gestalten eines Verlegers und eines Zeitungsdirektors, nur ihm allein sichtbar, entflohen vor ihm ins Weite. Er stieg achtzig Stufen empor und blieb an einer kleinen Türe stehen, unter einer Laterne, die wie ein krankes Auge blinzelte und knarrend an ihrem Ring schwankte. Er betrat das Haus und huschte eilig an der Portiersloge vorbei. Aber ein mehrmaliges Klopfen gegen den Bretterverschlag rief ihn zurück. Er öffnete die Glastür mit einem beklemmenden Angstgefühl. Eine scharfe Stimme, die weder einem Manne noch einer Frau anzugehören schien, drang aus einem Alkoven und benachrichtigte ihn, daß auf der Kommode ein Brief für ihn liege. Er nahm den Brief, stieg fünf glitschige Stufen hinab und trat in sein Zimmer. Bei dem ersten Schimmer der Kerze prüfte er mit argwöhnischem Blick den Briefumschlag.

Seit langem schon brachte ihm die Post nichts Erfreuliches. Aber als er das Siegel erbrochen und zu lesen begonnen hatte,

entblößte ein naives Lächeln seine weißen Zähne. Seine kindliche Natur, vom Elend bedrückt, erheiterte sich bei der geringsten freundlichen Wendung des Schicksals. In diesem Augenblick freute ihn das Leben.

Er kehrte alle seine Taschen um und fand darin noch etwas Tabakstaub, vermischt mit Brotkrumen und Wollflocken; er stopfte damit seine kurze Pfeife, streckte sich dann behaglich zwischen den schmutzigen Laken seines Bettsofas aus und begann halblaut den Brief zu singen, der ihn so erheitert hatte.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin vorübergehend in Paris mit meinem Sohn Remi den ich aus Brest abholte, wo er bis jetzt studiert hat. Ich habe an Sie gedacht, um ihn zum Baccalaureat vorzubereiten. Was Erziehung anlangt, so bin ich, wie übrigens in allem ein Anhänger fortschrittlicher Ideen. Wollen Sie morgen, Samstag, 11 Uhr zum Frühstück ins Grand-Hotel kommen, damit wir uns verständigen.

Ihr aufrichtiger

A. Sainte-Lucie.

Als Herr Godet-Laterrasse den Gesang dieses Briefes beendet hatte, steckte er sich die Pfeife an und hüllte sich in Rauchwolken und Träume. Welch ein Glücksfall, dieser unerwartete Brief! Gegen Ende des Kaiserreichs hatte er in Paris bei irgendeiner hervorragenden Persönlichkeit der demokratischen Welt Herrn Sainte-Lucie kennengelernt, der ihm sogar einen Besuch gemacht hatte. „Das war," so dachte der Mulatte,

„zu jener Zeit, als ich die Abhandlungen für die Große Universal-Enzyklopädie schrieb. Ich bewohnte damals ein schönes möbliertes Zimmer in einem Hotel der Rue de la Seine. Und ich muß sogar noch die Karte dieses zuvorkommenden Herrn besitzen." Er streckte den mageren, braunen Arm nach dem Kaminsims aus und holte eine alte Zigarrenschachtel herab, die voll von Papieren war, in denen er zu kramen begann.

Man hatte wohl beim Umzug auf einmal den ganzen Inhalt einer langsam angefüllten Schublade in diese Schachtel entleert, denn die Papiere, die ihm zuerst in die Hände fielen, waren die ältesten.

Er öffnete einen Umschlag, der in ihm nur ferne, undeutliche Erinnerungen zurückrief. „Ach!" dachte er, „das ist ein Brief meines armen Bruders, der in Saint-Paul Kaffee verkauft. Ihn hat es nicht nach Paris gezogen; er war nicht von der Idee besessen wie ich." Herr Godet-Laterrasse schlug den Brief auf und las:

> Du wirst aus den Zeitungen erfahren haben, daß Bourbon von einem Zyklon heimgesucht worden ist, der alle Plantagen vernichtet hat. Ich bin zum Guano umgeschwenkt. Und was machst Du? Schreibst Du immer noch Deine Mordgeschichten für die Pariser Käsblättchen?

„Der Unselige! Der Unselige!" flüsterte Herr Godet-Laterrasse, den Ellenbogen auf sein Kopfkissen aufgestützt. Und er entfaltete einen anderen Brief von derselben Hand und las wieder:

Ich kann Dir kein Geld schicken, denn die Kafferernte war hervorragend, und ich habe alle disponiblen Kapitalien zum Ankauf verwenden müssen, während der Markt mit Produkten zu Spottpreisen überschwemmt war. Ich habe ein glänzendes Geschäft gemacht. Du wirst doch verstehen, daß es mir unmöglich ist, Dir Geld zu schicken. Durand, der aus Paris zurück ist, hat mir gesagt, daß Du mit öffentlichen Versammlungen zu tun hättest und mit dem Spektakel auf den Boulevards. Es geht Dir doch noch mal an den Kragen, und dann wird es bei Deinen Freunden heißen, Du seist ein Polizeispitzel gewesen. Wenn Du Deiner Gimpelrolle überdrüssig bist, dann komm nach Bourbon zurück. Hier kannst Du auf meine Magazine aufpassen. Das richtige Handwerk für einen Faulenzer, das Dir sehr zusagen wird.

„Auf seine Magazine aufpassen, eine solche Blasphemie!" rief Herr Godet-Laterrasse entrüstet aus. Und er warf den ruchlosen Brief beiseite.

Auf dem Boden der Schachtel häuften sich Todesanzeigen, Vorladungen und Gerichtsurteile, Rechnungen und kleine Zeitungsausschnitte. Auf einem solchen Ausschnitt, auf dessen Rückseite die Annonce eines Hühneraugenoperateurs mit dem nackten Fuß auf einem Schemel prangte, las er die nachfolgenden Zeilen, die wieder ein Lächeln auf seinem naiven Gesicht erweckten:

Einer unserer kühnsten Geister, einer der tapfersten Pioniere des Fortschritts, Herr Godet-Laterrasse, ein Kreole

aus der Réunion, versendet soeben sein großes Werk: ‚Die Regeneration der Gesellschaft durch die schwarze Rasse'. Eines der Hauptkapitel dieses bedeutsamen Werkes wird demnächst im „Literarischen Trichter" erscheinen.

„Ach!" seufzte Herr Godet-Laterrasse, „als dieses Kapitel erscheinen sollte, verkrachte der ‚Literarische Trichter'. Wie viele Zeitungen werden so in ihrer Blüte schon geknickt!"

Endlich fand er inmitten einer Handvoll Visitenkarten auch die Karte, die er suchte. Er betrachtete sie aufmerksam und las:

ALIDOR SAINTE-LUCIE
Advokat
Unterrichts- und Marineminister a. D.,
Mitglied der Abgeordnetenkammer,
Präsident der Kunstkommission der Republik Haïti

Paris, Grand-Hôtel

Und in dem Rauch, der das Zimmer verfinsterte, sah Herr Godet-Laterrasse den riesenhaften Mulatten vor sich, der mit Gold und glückverheißendem Lächeln aus Haiti gekommen war, dann löschte er die Kerze und schlief ein.

Gespenster beunruhigten seine Träume. Er sah den Geist des Schankwirts der ‚Impasse du Baigneur' hinkend auf sich zuschreiten und hörte ihn mit entsetzlicher Sanftmut unaufhörlich wiederholen: „Denken Sie an mich, Herr Godet!"

Es war fast neun Uhr und regnete immer noch, als ein Streifen Tageslicht in das Zimmer drang – der widerwärtige Reflex eines Lichts, das sich mehrmals besudelte, ehe es durchdrang. Das Zimmer hatte nur den Ausblick auf die Stützmauer des Nachbarhauses, das mit seinen fünf Stockwerken aus Gips alle Dächer der Passage überragte. Diese fünf, sechs Meter hohe Mauer aus gewölbten Bruchsteinen, schadhaft, rissig, modrig, von Feuchtigkeit triefend, trug oben als Abschluß eine italienische Terrasse mit einer Galerie von roten Ziegelsteinen und stand dicht vor dem Zimmer des Herrn Godet-Laterrasse, so daß ein ewiges Dunkel es beschattete. Das Fenster war von der Mauer nur durch eine schlammige, zwei Schritt breite Allee getrennt, die mit Salatblättern, Eierschalen und Trümmern von Papierdrachen übersät war. Bei seinem Erwachen sah der Mulatte nach den triefenden Fenstern und hob dann die schweren Stiefel auf, deren Sohlen auf dem Fußboden eine nasse Spur hinterlassen hatten. Er zog sie dennoch an, vollendete rasch seine einfache Toilette, ergriff die Ruinen seines Regenschirms und verließ das Zimmer. Als er an der Loge vorbeikam, aus der ein undeutliches Brummen drang, sagte er: „Frau Alexandre, ich werde für die Begleichung Ihrer kleinen Rechnung Sorge tragen."

Er stieg die zehn höchsten Stufen der Passage Cotin empor, ging in einem Meer von Schmutz an der Fassade des verödeten Schweizerhauses und am Bauplatz der Kirche der Nationalstiftung vorbei. Am unteren Ende der Rue Lepic blieb er plötzlich stehen, um nicht auf zwei Strohhalme zu treten, die durch den Regen auf dem Trottoir vor dem Laden

eines Packers in Kreuzform festgeklebt waren. Dieser Gefahr entronnen (denn er zweifelte nicht, daß es von übler Vorbedeutung sei, auf ein Kreuz zu treten) gewann er seine Seelenruhe wieder und hob sein stolzes Haupt. Er schritt als ein Sieger des Geistes auf das Herz von Paris zu und trug hoch erhoben das achtzackige Gerippe seines zertrümmerten Regenschirmes, – wie die Waffe eines wilden Kriegers.



Herr Alidor Sainte-Lucie, Sohn eines reichen Kaufmanns aus Port-au-Prince, absolvierte sein juristisches Studium in Paris und kehrte dann nach Haiti zurück, um der Krönung des Negers Soulouque zum Kaiser Faustin I. beizuwohnen. Er hatte von der schwarzen Majestät alles zu fürchten, da er ein Farbiger und reich war. Mutig ging er der Gefahr entgegen und machte sich dem kaiserlichen Palast durch den Eifer bemerkbar, mit dem er die schwarze Politik des Herrschers unterstützte. Zum Generalprokurator am kaiserlichen Hofe von Port-au-Prince ernannt, ließ er in bester Absicht einige seiner Mitbürger erschießen. Er nahm vom Kaiser das Portefeuille des Unterrichts und der Marine in Empfang; da er aber merkte, daß im geheimen eine energische Opposition sich vorbereitete, nahm er Urlaub und trat eine Reise nach Frankreich an. Von Paris aus nahm er mit begeisterten Briefen an der Revolution teil, die den blutigen Belustigungen der schwarzen Herrschaft ein Ende setzte, und kehrte dann nach Haiti zurück, um sich zum Mitglied der Deputiertenkammer ernennen zu lassen. Seine erste Amtshandlung in dieser Versammlung war die Vorlage eines Projekts zur Errichtung eines Sühnedenkmals für die Mannen der Opfer der Tyrannei. Es gab unter diesen Opfern wohl etliche, denen der einstige kaiserliche Prokurator ein Grabmal schuldig war.

Das Projekt wurde in Erwägung gezogen, der Vorschlag durch Abstimmung angenommen und der Bürger Alidor Sainte-Lucie zum Präsidenten der Kommission ernannt, die mit der Ausführung dieses Nationalwerks beauftragt wurde. Herr Alidor erfaßte die ganze Tragweite dieser Präsidentschaft. Kaum ging es auf der Insel wieder ans Füsilieren, so nahm er seinen Paß und reiste ab, um bei Pariser Künstlern Entwürfe von Sühnedenkmälern zu bestellen. Er vergötterte Paris wegen der kleinen Theater und politisierenden Kaffees. Jetzt nach zwanzig Jahren war die Kunstkommission immer noch in Tätigkeit.

Herr Alidor Sainte-Lucie war damals ein prachtvoller Mulatte, großmächtig und doch geschmeidig. Sein breites, kupferfarbiges Gesicht sah trotz der eingedrückten Nase imposant aus, besonders seit seine Stirne vom Haare entblößt, wie eine helle Bronze strahlte. Er ließ sich nicht dazu herab, sein rüstiges Alter zu verheimlichen, trug aber den graugesprenkelten Bart ganz kurz gestutzt. Auf seine Person verwandte er viel Sorgfalt, liebte weiße Westen, Lackschuhe und den Duft von berauschend süßen Parfüms.

In einer solchen Wolke von Duft, den mächtigen Körper in einem gutsitzenden Jackett nach englischem Schnitt, schritt er in seinem Hotelzimmer auf und ab, in Erwartung des Erziehers, indessen sein Sohn Figuren auf einen Buchumschlag kritzelte und der Kellner neben dem Kamin einen Tisch für drei Personen deckte.

Alle Möbel waren bedeckt mit den Modellen, Skizzen, Entwürfen, Photographien, Plänen, Aufrissen, Tuschezeichnungen

und Bauanschlägen des Gedächtnisdenkmals für die Opfer der Tyrannis. Auf der Konsole stand eine kleine Pyramide aus bemaltem Gips, mit goldenen Palmen bedeckt; auf dem Schreibtisch eine Säule aus gebranntem Ton, darüber eine Art geflügelter Affe und auf dem Sockel die Inschrift: „Dem Genius der schwarzen Freiheit." Eine Photographie auf dem Kamin, an den Spiegel gelehnt, stellte eine Negerin dar, die auf einen Sarkophag eine Papierrolle niederlegt mit den einfachen Worten: „Kunstkommission: Präsident Herr Sainte-Lucie." Nichts weiter.

Am Boden lag eine halbgeöffnete gußeiserne Hand, eine riesenhafte Hand, die aus den Falten eines Vorhangs wie aus einem ihrer Größe angepaßten Ärmel herausragte; am Handgelenk trug sie die Etikette: ‚Detail der Ausführung. Projekt 17. E. D.' Drei kleine goldgelbe Brötchen ruhten auf den Servietten. Herr Sainte-Lucie sah nach der Kaminuhr. Hatten die knusprigen, mit Eiweiß polierten Brötchen seinen Appetit erweckt oder fürchtete er, warten zu müssen; — seine Sammetaugen, die eben noch in sanftem Leuchten unter den leicht gespannten Augenlidern rollten, funkelten jetzt plötzlich wild auf. Aber sie wurden gleich wieder zärtlich und mild, als Herr Godet-Laterrasse unter der vom Kellner zurückgeschlagenen Portiere erschien. Man sah zunächst nichts als ein Kinn über einem langen Adamsapfel, der aus einer weißen Baumwollkrawatte herausgerutscht war; Herr Godet-Laterrasse grüßte.

„Mein Sohn Remi", sagte Herr Sainte-Lucie, den jungen Mann vorstellend, der von seiner unvollendeten Skizze aufzustehen geruhte und sich lässig räkelnd nähertrat.

Er war ein hübscher Bursche mit ganz reinem oliven-farbigem Teint. Er blickte mit gelangweilten Augen um sich und schien seinen großen sinnlichen Mund jeder Laune hin-zugeben.

Man setzte sich zu Tisch. Herr Sainte-Lucie war noch einmal so breit wie Herr Godet-Laterrasse. Der Mulatte aus Haiti hatte eine warme, schimmernde Hautfarbe, die neben der schmutzigen und wie mit Ruß schlecht verwischten des andern noch mehr zur Geltung kam. Der Mulatte aus Bourbon war dürftig, schäbig, dreckig. Aber der Ausdruck naiver Emphase und kind-lichen Stolzes in seinem Antlitz flößte jene mitleidige Sym-pathie für ihn ein, wie man sie für gelehrte Hunde und un-glückliche Genies empfindet.

Die Angelegenheit, die sie zusammengeführt hatte, wurde zwischen dem Nierenragout und den Zuckererbsen verhandelt. Herr Godet-Laterrasse wollte Erklärungen veranlassen.

„Nun, mein Freund!" sagte er zu seinem künftigen Schüler, ihm auf die Schulter klopfend, „wir streben also nach Würden unserer alten Universität?"

Und Herr Alidor, so geködert, zerkrümelte nachlässig sein Brot und entgegnete: „Wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, mein lieber Godet, nebenbei gesagt, es ist mir schwer gefallen, Ihre Adresse ausfindig zu machen. Nur durch einen großen Zufall hat Brandt ... Sie wissen doch, der Schneider Brandt, Sie entdeckt. Es scheint, daß auch er Sie suchte."

„Schon möglich", sagte Herr Godet-Laterrasse, indem er mit einer Geste etwas weit von sich schob.

„Wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, ich zähle auf Sie,





um diesen Burschen zum Baccalaureat vorzubereiten und einen Mann aus ihm zu machen."
Herr Godet-Laterrasse stemmte seinen Rücken gegen die Lehne des Sessels, stellte sein Gesicht wagrecht und sagte: „Vor allem, mein lieber Sainte-Lucie, muß ich Ihnen mein Glaubensbekenntnis ablegen. Was meine Prinzipien anlangt, so bin ich unerschütterlich. Ich bin ein Mann von Eisen, den man brechen, aber nicht biegen kann."
„Ich weiß, ich weiß", sagte Herr Sainte-Lucie, indem er unausgesetzt sein Brot zerkrümelte.
„Die Erziehung, die ich Ihrem Sohne geben werde, wird eine wesentlich freie sein."
„Ich weiß, ich weiß ..."
„Ich werde unseren Remi die bürgerliche Reifeprüfung rühmlich bestehen lassen. Nicht zu einer ehrenvollen Universitätslaufbahn will ich ihn vorbereiten, sondern zum Gesetzgeber der haitischen Republik. Was kümmert mich diese alte pedantische Göttin, die sich Universität nennt!"
Der einstige Minister, ein beredter aber praktischer Mann, winkte ihm mit den Augen, er solle vor seinem Schüler nicht solche Reden führen. Aber der freie Erzieher wurde von der Erhabenheit seiner eigenen Gedanken fortgerissen: „Die Universität!" rief er aus, „sie ist das Monopol! Die Universität ist die Routine! Die Universität ist der Feind! Nieder mit der Universität!"
Er legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mulatten, der eigentlich mehr gleichgültig als verwundert war, und fuhr fort: „Mein Freund, wenn ich Sie zum Baccalaureat vorbereite,

werde ich Sie die Fundamentalwahrheiten lehren. Und wenn Sie, aus meiner Hand entlassen, sich den Examinatoren in der Sorbonne vorstellen, werden Sie eher deren Richter sein, als umgekehrt. Zu den Caros und Taillandters werden Sie sagen können: ‚Ich habe Prinzipien, und ihr habt keine. Ein Mann von Eisen, – Godet-Laterrasse, hat meinen Geist geformt'; Ah! Sie sollen mich eines Tages kennen lernen, diese Herren!"

Während dieser Rede holte der junge Remi verstohlen ein Stückchen Zucker ums andere aus der Zuckerdose und stopfte sich mit größter Seelenruhe die Taschen voll.

Herr Alidor hatte eine natürliche Vorliebe für Beredsamkeit; die in Aussicht gestellte Vorbereitung zum Baccalaureat schien ihm schön, jedoch gefährlich. Sehr eigensinnig von Charakter, blieb er dennoch bei seinem Vorhaben, seinen Sohn dem Kreolen aus Bourbon anzuvertrauen.

„Remi," sagte er, nachlässig ein Zwanzigfrankstück aus der Tasche ziehend, „hole unten ein paar Zigarren und sag, es sei für mich."

Allein mit seinem Gaste, zerkrümelte er immer noch sein Brot und blieb in Schweigen versunken. Er hatte eine besondere Art zu schweigen, die geheimnisvoll und Achtung heischend war. Dann stellte er, mit der milden Stimme des starken Mannes, dem künftigen Erzieher vor, daß es sich doch um eine Vorbereitung zum Baccalaureat handle, also um ein wesentlich praktisches Unternehmen, daß man sich genau an den Lehrplan halten müsse und daß – mit einem Wort – es viel mehr auf Latein und Griechisch ankomme, als auf die Fundamentalwahrheiten.

„Selbstverständlich, selbstverständlich", erwiderte der Mann von Eisen.
Man befragte ihn, ob er bereits Unterricht erteilt habe. Seine Antwort war ausweichend. Man mußte die Geldfrage berühren.
Der einstige Minister bat den Mentor ein monatliches Gehalt von zweihundert Franks annehmen zu wollen.
Aber Herr Godet-Laterrasse, den Kopf vollständig zurückgeworfen, schien mit einer Geste diese Bagatelle fortzuschieben!
Remi kehrte mit den Zigarren zurück. Ein sehr schöner, schlanker Mann, dessen goldgelber Bart bis auf die Brust herabfiel, betrat zugleich mit ihm das Zimmer; er nahm den kleinen weichen Hut nicht ab, der nach Art eines Baretts auf seinem behaarten Nacken saß.
„Seien Sie mir willkommen, Labanne", sagte Herr Sainte-Lucie, ohne sich zu erheben. „Nehmen Sie eine Zigarre?"
Aber ohne zu erwidern, zog Labanne aus seiner Tasche eine Pfeife aus Bernstein und Meerschaum und einen Tabaksbeutel mit dem bretonischen Wappen. Dann machte er die Runde im Zimmer und prüfte mit Kennermiene die Photographie auf dem Kamin. Endlich sagte er, mit einem Blick auf die Säule aus gebranntem Ton: „Welcher Witzbold hat Ihnen dieses Modell eines Ofenrohrs geliefert?"
Dann wandte er sich zu der vergoldeten Pyramide, heuchelte Interesse, drückte ein Auge zu und sagte: „Es fehlt der Schlitz zum Einwerfen der Münzen."
Die andern verstanden ihn nicht. Er erklärte: „Nun ja! Das kann doch nur eine Sparbüchse sein, dies Ding da!"

Er verblüfft die Kaffees mit seinem Griechisch und er hat Hegel gelesen. Er lebt von einer Semmel und löscht seinen Durst am Straßenbrunnen. Nach Beendigung seiner Vogelmahlzeit schreibt er die erhabensten Dinge in den öffentlichen Gärten oder, wenn es regnet, unter einem Torbogen. Manchmal fällt es ihm ein, in mein Atelier zu kommen, um dort zu schlafen. Eines Nachts schrieb er gar ein sehr feines und gelehrtes Kommentar zum Phaedon an meine Wand. So ist Branchut. Voriges Jahr habe ich ihm einen Anzug geliehen und ihn zu einer russischen Fürstin geführt, deren Büste ich machen sollte. Aber die Fürstin wollte diese Büste in Marmor und ich sah sie nur in Bronze. Man kann nur das verwirklichen, was man sieht. Also wurde die Büste nicht gemacht.

Die Fürstin brauchte einen Literaturprofessor für ihre Tochter Feodora, die sehr schön war. Ich brachte Branchut in Vorschlag; er wurde angenommen. Auf meine Empfehlung und auf sein kümmerliches Aussehen hin zahlte man ihm ein Monatshonorar im voraus. Er kaufte sich zwei Hemden, mietete ein möbliertes Zimmer und machte Bekanntschaft mit Cervelatwurst. In der sechsten Stunde, während er den Aufbau der homerischen Epopöe erklärte, umschlang er Fräulein Feodora so heftig, daß sie laut schreiend davonlief. Der Moralist wartete, er war bereit, seinen Fehler wieder gutzumachen. Er hätte seine hochgeborene Schülerin geheiratet, falls es erforderlich gewesen wäre. Aber man warf ihn hinaus. Am Abend fand ich ihn in meinem Atelier. ‚Weh mir!' schluchzte er, ‚Saint-Preux hat mich ins Verderben gestürzt. O Julie! O Jean Jacques!' – So hat

also Rousseau den wundervollen Roman der Leidenschaft nur geschrieben und

‚Julie, die schwache und ruhmvoll gefallene Geliebte'

nur geschaffen, um meinen Freund Branchut, den Moralisten, eine Dummheit begehen zu lassen."

Herr Alidor Sainte-Lucie unterdrückte ein Gähnen. Sein Sohn, das Gesicht auf beide Fäuste gestützt, hörte zu wie im Theater. Herr Godet-Laterrasse mit feurigem Auge und herausgeworfener Brust, bereitete eine vernichtende Entgegnung vor. Aber Labanne erhob sich, ging zu dem runden Tischchen, nahm eine Zeitung, und indes er ein Stück davon abriß, um damit seine Pfeife wieder anzustecken, verfolgte sein Auge mit dem Instinkt des geborenen Lesers die gedruckten Zeilen.

„Sagen Sie doch, Sainte-Lucie," fragte er, „glauben Sie eigentlich an die Demokratie?"

Bei diesen Worten richtete sich Herr Godet-Laterrasse mit einem so heftigen Ruck auf, daß es ein Geräusch gab wie beim Laden einer Pistole. Aber der einstige Minister antwortete nur mit einem rätselvollen Lächeln.

Labanne legte sein Glaubensbekenntnis ab. Er liebte die Aristokration. Er wünschte sie stark, prunkvoll und gewalttätig. Sie allein, sagte er, hatte die Künste zur Blüte gebracht. Er trauerte um die eleganten und grausamen Sitten eines kriegerischen Adels.

„Wie kläglich ist unser Zeitalter! Als man der Politik ihre beiden unentbehrlichen Attribute — Dolch und Degen — entzog, wurde sie unschuldig, albern, dumm, schwatzhaft und bürgerlich. In Ermanglung eines Borgia, stirbt die Gesellschaft. Ihr

werdet keine stilvollen Statuen haben, keine Marmorpaläste, keine geistreichen und großzügigen Kurtisanen, keine ziselierten Sonette, keine Musik in euren Lustgärten, keine goldenen Pokale, keine außerordentlichen Verbrechen, keine Gefahren, keine Abenteuer. Ihr werdet ein flaches, blödes Glück genießen bis zum Verrecken. Amen!"

Seit geraumer Zeit machte Herr Godet-Laterrasse kleine, ruckweise Bewegungen, wie ein Mensch, der sich nicht wohl fühlt. „Wundervoll!" rief er aus, „ganz wundervoll! Sie sind äußerst geistreich, Herr Labanne. Aber, lassen Sie es sich gesagt sein: es gibt Scherze, die Gotteslästerungen sind."

Er nahm seinen Hut, drückte seinem Schüler die Hand und zog Herrn Alidor, dem er noch ein Wort zu sagen hatte, mit ins Vorzimmer hinaus.

Labanne hörte das Klingen von Goldmünzen, und Herr Alidor kehrte zurück. „Welch naiver Mensch!" sagte Labanne zu ihm. „Aber er ist gutmütig!"

„Pst! . . ." Herr Alidor flüsterte Labanne einige Worte ins Ohr, worauf dieser erwiderte: „Hätte ich geahnt, daß Sie einen Hauslehrer brauchen, so hätte ich Ihnen meinen Freund Branchut, den Moralisten, geschickt. Jetzt geh' ich ins Quartier. Adieu!"

Er meinte das Quartier Latin, das einzig wirkliche Quartier. Herr Sainte-Lucie bat den Bildhauer, seinen Sohn Remi, der Paris nicht kannte, in einem anständigen Hotel nahe am Luxembourg unterzubringen.

Schon schritt Labanne, seinen rötlich schimmernden Bart streichelnd, Seite an Seite mit Remi, dessen Oberkörper

wie ausgerenkt schien (eine Eigentümlichkeit seiner Rasse),
die vergoldete Hoteltreppe hinab, als Herr Sainte-Lucie,
über die Rampe gebeugt, seinen Sohn zurückrief und
zu ihm sagte: „Ich mache dich schon jetzt, ehe ich es
vergesse, darauf aufmerksam, daß ich voraussicht-
lich den General Télémaque nicht aufsuchen
werde. Solltest du ihn aber besuchen, so
ist es mir sehr recht und deine Mutter
wird es sehr freuen. Télémaque
wohnte in Courbevoie,
neben der Kaserne.
Adieu! Adieu!"



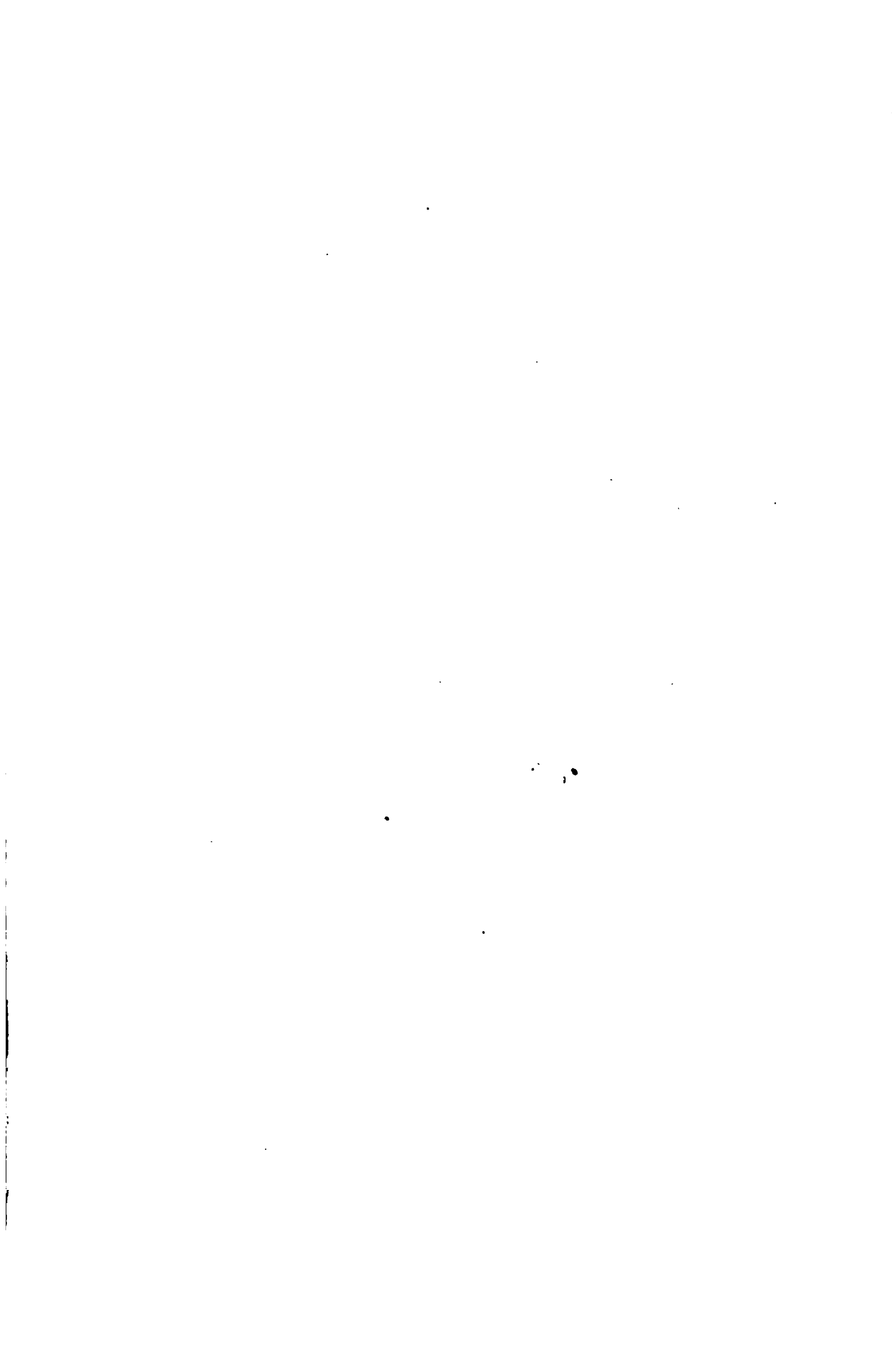
Remi erinnerte sich nur undeutlich an sein Geburtshaus in Port-au-Prince, an jenen fürstlichen Palast im Louis-Seize-Stil, voll verstümmelter Statuen und halb verwischter Embleme; in dem geborstenen, eingefallenen Hausflur standen Palmen, schwere Mahagonifauteuils mit Sphinxköpfen standen umher, an deren Schatten er während der großen Stille

des Mittags schlief; die tief gelegene Stadt erschien ihm blendend bunt, vergnüglich wie ein großer Bazar. Und der Laden seiner Patin Olivette! Wie oft hatte er, hinter Kisten verborgen, der Negerin Bananen und Breiäpfel gestohlen! Er erinnerte sich seiner Mutter. Ihre kohlschwarzen unergründlichen Augen, die gebieterische Nase, der lüsterne Mund und die prachtvolle wie aus Bronze gemeißelte Brust in den weißen Musselinhüllen hatten ihr Bild in dem Gedächtnis des Kindes tief eingegraben. Wie oft hatte er es erlebt, daß sie in einer Wolke von berauschendem Parfüm, das Haupt zurückgeworfen, Herrn Alidor durch eine schroffe und verächtliche Antwort in Raserei versetzte, bis er sich eines Tages mit knirschenden Zähnen auf sie stürzte und die schönsten Schultern der Antillen mit seinem Stock bearbeitete.
Remi hatte aber auch noch vieles andere gesehen: das Bombardement und die Feuersbrunst von Port-au-Prince, die Plünderungen, das Gemetzel, die Hinrichtungen, — und neues Gemetzel und neue Hinrichtungen; und seine Patin Olivette erschlagen zwischen den aufgeschlagenen Fässern, neben ihren Mördern, die von Whisky stockbetrunken waren.
Kurz darauf war er, nach einer langen Überfahrt, eines Abends in einer herrlich beleuchteten Stadt gelandet. Frankreich gefiel ihm anfänglich. Er wurde in einem Pensionat in Nantes untergebracht; dort schleppte er sich, ewig frierend, von einer Schulbank zur andern und führte ein einförmiges, langweiliges Leben. Während der langen Schulstunden lutschte er Zuckerwerk und zeichnete Karikaturen. An jedem Donnerstag und jedem Sonntag des Jahres gingen die Zöglinge — zu zweien in endloser

Reihe – unter den alten Rüstern am Ufer der breiten, hellen Loire spazieren. Er liebte diese Spaziergänge bei Wind und Regen nicht. Um freizukommen, heuchelte er Krankheit und rollte sich dann unter seinen Decken zusammen wie die Schlange im Glaskäfig des Museums. Doch er war unübertrefflich, sobald es sich darum handelte, über die Anstaltsmauer zu springen und im Galopp nach dem andern Ende der Stadt zu laufen, wo er Rum kaufte, aus dem nachts im Schlafsaal Punsch gebraut wurde. Seine Studien nahm er leicht, zeichnete auf seine Hefte die Porträts seiner Lehrer, wurde trotzdem in die Rhetorikklasse versetzt, lernte hier nichts mehr, vergaß alles wieder, wurde nach Paris befördert und Herrn Godet-Laterrasse anvertraut.

Herr Sainte-Lucie war nun schon seit drei Wochen auf hoher See und der Mentor hatte sein pädagogisches Werk bereits begonnen, indem er mit seinem Schüler auf dem Verdeck der Omnibusse vom Boulevard Saint-Michel zum Montmartre und von der Madelaine zur Bastille spazieren fuhr. Hierauf blieb er acht Tage verschwunden. Remi, den Labanne in einem anständigen Hotel in der Rue des Feuillantines untergebracht hatte, stand um die Mittagszeit auf, frühstückte, ging in der Sonne spazieren, bewunderte – in einem Atavismus seiner Rasse – die in den Schaufenstern ausgestellten Glassachen und schlürfte gegen fünf Uhr seine »vermouth gommé«. Er hatte seinen bereits schon seit acht Tage abwesenden Lehrer ein wenig vergessen, als am Morgen des neunten Tages ein Telegramm von Herrn Godet-Laterrasse ihn um zwei Uhr auf die Brücke des Saint Pères bestellte.





Es fror an dem Tage und ein eisiger Wind blies über die Seine. Remi hatte an der Seite eines Pariser Parkwächters an dem gußeisernen Sockel einer der vier Gipsstatuen Schutz gesucht. Er stand mit hochgezogenen Schultern gelangweilt da und streckte von Zeit zu Zeit den Kopf vor, um zu sehen, wie eine Schiffsladung Kuhhörner auf die Brücke Saint Nicolas ausgeladen wurde. Er wartete schon seit einer halben Stunde und war im Begriff, sich nach dem nächstgelegenen Café zu begeben, als Herr Godet-Laterrasse, eine Mappe unter dem Arm, im Portal des Louvre auftauchte.

„Ich habe Sie heute hierher bestellt," sagte er zu Remi, „um mit Ihnen die grundlegenden Bücher zu kaufen. Ich schere mich nicht um Virgil und Cicero, deren Sie wohl auch bedürfen und die Sie bei den Antiquaren der Rue Cujas kaufen können. Ich will mich nur mit der Auswahl der wichtigsten Bücher befassen, nach denen Sie Ihr Gewissen heranbilden sollen, das Gewissen eines Menschen und Bürgers."

Bald hatten sie den Quai Voltaire erreicht und traten in den Laden eines Buchhändlers.

„Haben Sie die Werke von Proudhon, Quinet, Cabet und Esquiros?" fragte Herr Godet-Laterrasse.

Der Buchhändler hatte die gewünschten Werke. Er machte daraus gleich vor den Augen der Käufer ein Paket, das zu Sainte-Lucies-Bestürzung sich immer höher türmte.

„Mein Herr," sagte er treuherzig zu dem Buchhändler, der das Paket schon verschnürte, „mein Herr, fügen Sie diesem Berg noch ein paar Romane von Paul de Kock bei. Ich habe in Nantes einen Roman von ihm zu lesen begonnen, der mir

sehr gefallen hat. Der Studienaufseher hat mir ihn aber weggenommen."

Der Buchhändler erwiderte mit würdigem Ton, daß er keine Romane „führe", und wollte schon den Strick zusammenknoten, als Herr Godet-Laterrasse ihn daran hinderte. Er hatte sich etwas überlegt; er entlieh von seinem Schüler die beiden ersten Bände der Geschichte Frankreichs von Michelet, um darin etwas nachzuschlagen. Auf dem Trottoir wechselten sie einen Händedruck. Und während Herr Godet-Laterrasse auf einen Omnibus kletterte, rief er noch: „Büffeln Sie den Quinet heute abend! Nur Mut!"

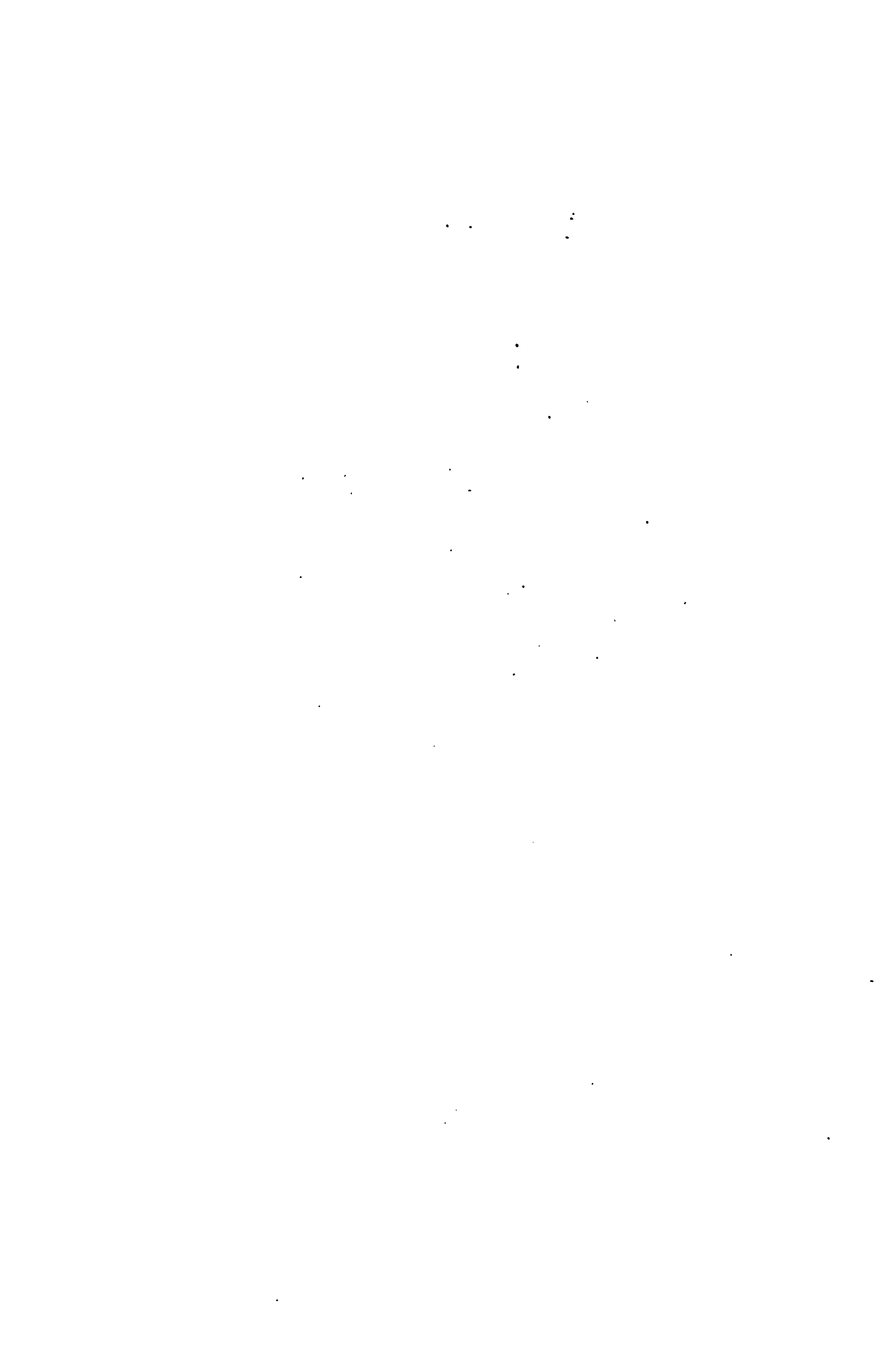
Einen Augenblick beherrschte die schwarze Silhouette das Verdeck; dann verschwand sie unter den alltäglichen Profilen der Menschen, die auf der Doppelbank dicht beieinander saßen.

Der Abend brach an. Remi, wenig geneigt, sein Zimmer aufzusuchen, wo die grundlegenden Bücher seiner warteten, schlenderte über den Boulevard Saint-Michel zu Bullier. Schon näherte er sich dem maurischen Portal des Ballokals, das von einem Halbkreis gaffender Mädchen und Arbeiter umlagert war, in dem scharenweise Studenten und Kommis mit ihren Frauenzimmern verschwanden, als er auf der andern Seite der Straße unter einer Laterne den schimmernden Bart von Labanne erblickte. In dem Rauhreif, der die Bäume überstäubte, und in dem Wind, der die Gasflamme peitschte, las der Bildhauer einen Zeitungsartikel.

Sainte-Lucie trat auf den Lesenden zu.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche", sagte er; „denn Ihre Lektüre muß wohl sehr interessant sein."





„Nicht im mindesten," erwiderte Labanne, indem er die Zeitung in die Tasche schob. „Ich las ganz mechanisch irgend etwas recht Dummes. Kommen Sie mit in den ‚Dürren Kater'?" Sie bogen in die Rue Saint Jacques ein; dort, wo sie am engsten, am schmutzigsten, am finstersten, am rußigsten und am ekelerregendsten war, traten sie in eine Kneipe ein. Der Raum war mit kleinen Tischen angefüllt, den Hintergrund bildete ein Verschlag mit Fensterscheiben, vor die weiße Vorhänge gespannt waren. Die Wände, der Verschlag, sogar die Decke waren mit Malereien bedeckt. In der Mehrzahl waren es schroffe, ungestüme Skizzen, deren lebhafte Farben unter dem flimmernden Schein der beiden Gasflammen und in der dicken Atmosphäre von Pfeifenqualm schillerten. Sainte-Lucie, der Bilder liebte, bemerkte gleich beim Eintritt die auffallendsten dieser Gemälde: einen Raben im Schnee, eine alte nackte Frau mit gesenktem Kopf, eine Ochsenlende in einer Zeitung, und vor allem einen nachtwandelnden Kater, dessen dürre und wie eine mittelalterliche Brücke gewölbte schwarze Silhouette sich zwischen den Schornsteinen von einem riesenhaften, kupferroten Mond abhob. Dieses Werk eines jungen impressionistischen Malers war das Aushängeschild der Gaststätte. Junge Leute saßen an den Tischen, tranken und rauchten.
Eine sorgfältig frisierte, rundliche kleine Frau in einer weißen Schürze, deren Latz sich wie ein Segel blähte, sah Labanne mit der zärtlichen Lebhaftigkeit ihrer Augen an, in denen immerwährend einige Körnchen Schießpulver aufzublitzen schienen. Sie erkundigte sich bei dem Bildhauer nach dem Kater aus gebranntem Ton, den er ihr versprochen hatte und der zwischen

Sauerkrautschüsseln und Schalen mit Dörrpflaumen im Schaufenster prangen sollte.
„Ich denke schon an Ihren Kater, o nahrhafte Virginia!" erwiderte Labanne, „aber er ist mir noch nicht dürr und ausgehungert genug. Auch habe ich erst etliche fünf Bände über die Katzen gelesen."
Virginia hatte sich schon mit einer langen Wartezeit abgefunden; sie bemerkte, es sei sehr liebenswürdig von Labanne, daß er einen neuen Freund mitbrächte, sagte, daß Herr Mercier und Herr Dion da seien, und ging hinter den Verschlag mit Fenstern zu einer Wasserleitung, denn kurz darauf hörte man sie Gläser spülen.
Die neuen Gäste setzten sich an einen Tisch zu zwei trinkenden Herren, denen Sainte-Lucie sogleich vorgestellt wurde. Der Kreole wußte bald, daß der junge, schmächtige, blonde Herr Dion lyrischer Dichter war und der kleine, schwarze, mit einer Brille bewaffnete Herr Mervier etwas sehr Unbestimmtes aber sehr Wichtiges. Es war heiß in der Kneipe; Sainte-Lucie fühlte sich hier so behaglich, daß er lächelte und sein großer Mund aufblühte; indes Virginia, die ihn mit ihrem kritischen Auge durch das Fenster des Verschlags beobachtete, fand ihn sehr schön und vornehm und bewunderte seine Wangen, mattleuchtend, ähnlich dem Metall ihrer so reinlich gescheuerten Pfannen. Wie alle liebebedürftigen alternden Frauen, war auch Virginia sehr sauber.
Der Dichter Dion fragte Labanne mit einer Sanftmut, die zugleich süßlich und boshaft klang, was der Bischof Gozlin mache.

In der Tat, seit einiger Zeit war im ‚Dürren Kater' viel von einer Statue des Bischofs Gozlin die Rede, die – wie verlautete – bei Labanne für eine der Nischen des neuen Rathauses bestellt worden war. Labanne nahm ohne weiteres an, daß er den Auftrag erhalten hatte; aber er fand, daß der Bischof Gozlin niemals in einer Nische stehen könne. Er sah ihn nur sitzend auf seinem Bischofsstuhl.

Sainte-Lucie trank ein Glas Bier.

„Sie wissen doch", sagte der junge Dion, „wir gründen eine Revue. Mercier hat mir einen Artikel versprochen. Nicht wahr, Mercier? Sie, Labanne, übernehmen wohl die bildende Kunst. Herr Sainte-Lucie, ich hoffe, Sie werden gleichfalls für uns schreiben. Wir können wohl in der kolonialen Frage auf Sie rechnen?"

Sainte-Lucie, der schon so manches erlebt hatte, wunderte sich nicht. Er trank, er fühlte die wohltuende Wärme, er war glücklich.

„Es tut mir unendlich leid, daß ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen kann", erwiderte er. „Ich war bis vor kurzem in Nantes in einem Pensionat und bin über die koloniale Frage nicht auf dem Laufenden. Übrigens schreibe ich auch nicht."

Dion war verblüfft. Er begriff nicht, daß es jemanden geben konnte, der nicht schrieb. Aber er dachte, daß die Kreolen eben sehr eigenartige Menschen seien. „Was mich betrifft", sagte er, „so bringe ich in der ersten Nummer meine ‚Wilde Liebe'. Kennen Sie meine ‚Wilde Liebe'?"

Gealtert sehr, von Kümmernis gequält, die mir mein Tag gebracht,
Will endlos irren ich durch deiner Flechten träumerische Nacht.

„Ist das von Ihnen?“ rief Sainte-Lucie mit aufrichtigem Enthusiasmus. „Das ist sehr schön!“

Und er trank sein Glas aus. Er war entzückt.

„Habt Ihr auch das nötige Kapital für eure Revue?“ fragte der skeptische Labanne.

„Gewiß,“ antwortete der Dichter. „Meine Großmutter hat mir dreihundert Franks gegeben.“

Labanne war geschlagen. Übrigens blätterte er schon in den Schmökern, die er heute auf den Quais aufgestöbert hatte. „Dieses Werk ist sehr interessant“, sagte er, und betrachtete ein kleines Buch mit rotem Schnitt. „Es ist eine Abhandlung von Salmasius über den Wucher – de usuris. Ich werde es Brandhut geben.“

Jetzt erst fiel es allen auf, daß Brandhut heute nicht in den ‚Dürren Kater‘ gekommen war.

„Wie geht es dem armen Brandhut mit dem Tic?“ fragte der Dichter Dion. „Fällt er immer noch russischen Fürstinnen zu Füßen?

Er muß einen Artikel für unsere Revue schreiben.“

Sainte-Lucie erkundigte sich bei Labanne, ob dieser Herr Brandhut jener Literaturprofessor sei, von dem eines Tages im Grand-Hotel die Rede gewesen war.

„Jawohl, er ist es, junger Mann,“ sagte Labanne. „Sie werden ihn zu sehen bekommen.“

„Sainte-Lucie,“ sagte der Dichter, „ich will Ihnen meine Gedichte vorlesen, damit Sie noch vor der Drucklegung mir über alles Ihr Urteil sagen können.“

„Nein! Nein!" rief Mercier, dessen kleines rundes Gesicht sich unter der Brille zusammenrunzelte. „Sie können ihm Ihre Gedichte vorlesen, wenn Sie mit ihm allein sind."
Dann drehte sich das Gespräch um Ästhetik. Dion betrachtete die Poesie als die „natürliche und ursprüngliche" Sprache. Mercier erwiderte bissig: „Nicht der Vers, sondern der Schrei ist die primitive und natürliche Sprache. Die ersten Menschen sagten nicht: In seinen Tempel trete ich – anzubeten den Ewigen. Sondern sie sagten: Hau, hau, hau! Ma, ma, ma! kuik! Übrigens, sind Sie Mathematiker? Nein. Nun, dann ist es zwecklos, mit Ihnen zu diskutieren. Ich diskutiere nur mit einem Gegner, der die mathematische Methode beherrscht."
Labanne behauptete, die Poesie sei eine erhabene Monstrosität, eine wundervolle Krankheit. Für ihn war eine schöne Dichtung eine schönes Verbrechen, nichts weiter.
„Gestatten Sie," erwiderte Mercier, indem er seine Brille zurechtrückte. „Wie weit haben Sie es in der mathematischen Analyse gebracht? Ich werde aus Ihrer Antwort ersehen, ob ich mit Ihnen disputieren kann."
Sainte-Lucie, der ein neues Glas hinunterschüttete, dachte: „Meine neuen Freunde sind sehr sonderbar, aber sehr angenehm."
Da er jedoch nicht ein Wort von der Diskussion verstand, die jetzt sehr lebhaft wurde, verfolgte er den verworrenen Faden des Gesprächs nicht weiter und ließ seine naiven und kühnen Blicke durch den Saal schweifen. An der Glastür des Verschlags bemerkte er die liebestrotzenden Augen der rundlichen Virgina, die ihn anstarrten, indessen sie ihre roten Hände abtrocknete.

Er dachte: „Eine sehr angenehme Frau.“
Ein weiteres Glas, das er trank, bestärkte ihn in diesem Gedanken und dieser Empfindung.
Die Wirtschaft hatte sich nach und nach geleert. Nur die Begründer der Revue saßen noch hinter ihren Stößen von Untersetzern, die sich auf dem Tisch gleich zwei Porzellantürmen einer chinesischen Stadt erhoben.
Virginia schickte sich an, die eisernen Rolläden des Schaufensters herabzulassen, als sich die Türe vor einem langen, bleichen Menschen öffnete; er trug einen sehr kurzen Sommerrock, dessen Kragen er hochgeschlagen hatte, und schleuderte zwei ungeheure Plattfüße in erbärmlichen Schuhen vor sich her.
„Da kommt Branchut!“ rief das Komitee.
„Wie geht es Ihnen, Branchut?“
Aber Branchut blieb finster.
„Labanne,“ sagte er, „Sie haben aus Unachtsamkeit – wie ich hoffen will – den Schlüssel Ihres Ateliers eingesteckt, und hätte ich Sie nicht hier getroffen, würde ich unweigerlich die Nacht im Freien verbringen müssen.“
Branchut sprach mit der Eleganz eines Cicero. Dabei hatte er ein nervöses Zittern. Fürchterlich rollten die Augen und die ganze Nase zuckte unaufhörlich; aber von seinen Lippen flossen die reinsten und sanftesten Töne.
Labanne gab ihm seinen Schlüssel und entschuldigte sich. Aber Branchut wollte weder Bier noch Kaffee, noch Kognak, noch Chartreuse trinken. Er wollte nichts trinken.
Dion verlangte von ihm einen Artikel für seine Revue, aber der Moralist ließ sich lange bitten.

„Nehmen Sie doch seinen Kommentar zum Phaedon", sagte Labanne, „er ist mit Reißkohle an die Wand meines Ateliers geschrieben. Sie müssen ihn abschreiben lassen, außer Sie zögen es vor, meine Wand in die Druckerei zu tragen."
Brandhut versprach, den Artikel zu liefern, als man aufhörte, ihn darum zu bitten.
„Es wird eine eigenartige Studie über die Philosophen sein." Er hustete, wie ein großer Redner hustet, nahm ein leeres Glas, stellte es vor sich hin und fuhr bedächtig fort: „Hören Sie meinen Standpunkt: Es gibt zwei Arten von Philosophen, jene die sich hinter mein Glas stellen, wie Hegel, und jene, die sich zwischen mein Glas und mich stellen, wie Kant. Sie begreifen meinen Standpunkt?"
Dion begriff den Standpunkt. Brandhut konnte fortfahren: „Wenn nun ein Philosoph hinter meinem Glas steht, wissen Sie, was ich dann mache?..."
In diesem Augenblick drehte Virginia die eine der Gasflammen aus, schraubte die andere zurück und machte die Herren darauf aufmerksam, daß es halb Eins sei und Zeit zum Aufbruch. Brandhut, Mercier, Labanne und Dion gingen, einer nach dem andern gebückt unter dem zur Hälfte herabgelassenen Rolladen hinaus. Sainte-Lucie, als Letzter in dem dunklen Lokal, umschlang Virginia und gab ihr auf gut Glück drei, vier Küsse aufs Ohr, auf den Nacken. Virginia widerstand einen Augenblick, dann zerschmolz sie und ergoß sich in die Arme des Mulatten.
Indessen, sagte Brandhut, draußen auf dem Trottoir, zu Labanne: „Werde ich nun mein Glas nehmen, um es hinter

den Philosophen zu stellen? Nein. Werde ich den Philosophen nehmen, um ...?"

„Kommen Sie doch endlich, Sainte-Lucie", rief der Dichter Dion, der sich darauf freute, dem Kreolen unterwegs seine Verse hersagen zu können, jedoch Sainte-Lucie gab keine Antwort.



An diesem Morgen schneite es. Das halb erstickte Geräusch der rollenden Wagen erstarb an den Fensterscheiben des ‚Dürren Katers'. Ein fahler Widerschein beleuchtete kraß die Bilder an den Wänden und verlieh den gemalten Gestalten ein leichenhaftes Aussehen. In der vereinsamten Wirtschaft saß Remi an einem kleinen Tisch und verschlang ein Beefsteak mit Kartoffeln, indessen Virginia unbeweglich vor ihm stand, die Hände über ihrer weißen Schürze gefaltet hielt und ihn mit den Augen einer Heiligen betrachtete.

„Es ist zart, nicht wahr?" sagte sie mit Hingebung. „Sind Sie satt? Ich habe in der Küche noch eine schöne Scheibe kaltes Roastbeef; soll ich es bringen? Sie trinken ja gar nicht!"

Er aß, er trank und sie bewunderte ihn andächtig. Sie sagte: „Hier haben Sie Schweizerkäse; er zerfließt; er ist gut. Herr Potrel liebte solchen Schweizerkäse sehr."

Und Remi aß. Virginia brachte ihm auch noch Früchte und Kompott. Dann versank sie lange in mystische Betrachtung, und seufzte: „Vielleicht war es falsch zu handeln, wie ich gehandelt habe. Sie werden genau so sein, wie die anderen, Herr Sainte-Lucie. Die Männer sind sich alle gleich. Aber ich, ich bin nicht eine Frau wie so viele andere. Wenn ich eine Zuneigung fasse, so ist es fürs ganze Leben. Ich habe Ihnen erzählt, was Potrel mir angetan hat. Sagen Sie selbst, war das ein Benehmen? Ein Mann, dem ich alle erdenklichen Dienste erwiesen habe . . . Ich habe seine Wäsche ausgebessert; ich wäre für ihn durchs Feuer gegangen. Er war geistreich, hatte Talent, alles stimmte. Aber er ist ein undankbarer Kerl!"

Und die betrübten Augen der Dame wandten sich zu dem

Bildnis des dürren Katers, als wollte sie ihn zum Zeugen anrufen für den Undank Potrels. Ihr üppiger Busen hob sich, ihr dreifaches Kinn zitterte; sie fügte mit erstickter Stimme hinzu: „Und dabei weiß ich nicht mal, ob ich ihn nicht immer noch liebe! Wenn du mich auch verließest ... ich wüßte nicht, was aus mir werden sollte. Komm doch heut abend, mein Schatz ... Was steht zu Ihren Diensten, meine Herren?" Diese letzte Phrase von einem Lächeln begleitet, wandte sich an zwei Gäste, die soeben eingetreten waren.

Sainte-Lucie fühlte sich glücklich. Im Examen war er zwar glänzend durchgefallen. Aber er wärmte sich an allen gastlichen Öfen, lachte sein breites, sinnliches Lachen, freute sich über alles, was er sah und hörte, und lebte sorglos in den Tag hinein. Die schlecht verborgene Gunst, die Virginia ihm schenkte, hatte ihm die Achtung der Stammgäste des ‚Dürren Katers' erworben. Die Frauen erhöhen die Männer, die sie sich wählten. Im Atelier von Labanne fühlte er sich noch wohler als in Virginias Schlafzimmer. Aber der Ofen des Bildhauers brannte nie. Das war Remi unangenehm, denn er zeichnete gerne und begann auch zu malen. Labanne sagte: „Dieser Bursche hat einen Zeicheninstinkt. Er hat keine Einfälle, aber er hat eine gute Hand. Ich glaube ganz entschieden, daß man so dumm sein muß wie Potrel, um ebenso gut zu modellieren."

Wohl versuchte Herr Godet-Laterrasse, seines Schülers wieder habhaft zu werden. Manchmal trug ihn um die Mittagszeit ein Omnibus von den Höhen des Montmartre hinab; keuchend betrat er das Zimmer seines Schülers und rief: „Büffeln Sie den Tacitus! Nur Mut!"

Und mit Emphase sagte er: »nox eadem Britannic, necem atque rogum conjunxit.« Dann verwickelte er sich in irgendwelche grammatikalische Schwierigkeiten, aus denen er sich durch ganz oberflächliche Betrachtungen über den großen Schriftsteller herauszuwinden suchte, der – so sagte er – die Stirne der Tyrannen mit glühendem Eisen gezeichnet hatte. Nach beendigtem Unterricht erhob er sich, griff mit einer edlen Geste nach einigen Bänden von Proudhon oder Quinet, die unberührt auf der Kommode ruhten, schob sie unter seinen Arm und sagte, er wolle darin etwas nachschlagen. Remi sah sie niemals wieder. Nach Verlauf von einigen Monaten waren von dem ungeheuren Paket nur noch vereinzelte Bände vorhanden. Remi nahm sie eines Tages und verkaufte sie einem Buchhändler der Rue Soufflot. Es war nie wieder von den grundlegenden Werken die Rede.





Die Zeit verstrich. Herr Godet-Laterrasse kam hin und wieder zu seinem Schüler und erteilte ihm Unterricht. Der ‚Dürre Kater' erfüllte die Seele des jungen Sainte-Lucie nicht ganz; er verweilte auch gerne in seinem Zimmer und knabberte exotische Leckerbissen, die er bei einem Kreolen der Rue Tronchet

kaufte. Seitdem die Witterung mild geworden war, öffnete Remi jeden Morgen sein Fenster und blickte auf die Straße hinab. Er fand Gefallen daran, die Pferde vorbeitrotten zu sehen, die von oben einen schmalen Hals, einen langen Körper und eine breite Kruppe hatten. Von den Frauen, die dort unten an der Hoteltür vorbeigingen, erblickte er nur den Kopf des Hutes oder das Haar, und die aufgeblähten Rockfalten, manchmal auch ein Stück Bauch unter dem Kinn. Er beobachtete das graziöse Wiegen oder das komische Schlenkern all dieser Kreaturen, die dort unten ihren leichten oder mühseligen Weg gingen. Das vorbeiflutende Leben amüsierte ihn und keine Überlegung störte ihn bei der Betrachtung dieses Schauspiels. Denn noch keimte kein einziger tiefer Gedanke unter seinem dichten Haarschopf.

Am meisten interessierte ihn das Haus, das ihm gegenüber seine neue, in jedem Stockwerk von fünf Fenstern durchbrochene Steinfassade ausbreitete. Durch die geöffneten Fenster erblickte er ein Stück Tapete, das Getäfel eines Speisezimmers, das Eck eines Goldrahmens und die Kante eines Möbels. Durch die Entfernung verkleinert, denn die Straße war breit, nahm alles für ihn die Größe und Anmut eines Spielzeugs an. Die Personen, die sich in diesen Schachteln bewegten, erschienen ihm wie wunderbare feine Püppchen. Irgendein verstörter Kopf, der plötzlich aus einer Dachluke hervorschoß und den kahlen Schädel oder die blinzelnden Augen der Sonne zuwandte, genügte, um den Kreolen in eine langdauernde Heiterkeit zu versetzen und ihm ein Dutzend Entwürfe einzugeben, die er gleich wieder vernichtete.

Nach einigen Tagen kannte er die ganze kleine Welt, die wenige Meter von seinem Fenster entfernt, sich in dem großen steinernen Bienenhaus abspielte. Auf dem Balkon des fünften Stockwerks säte ein pensionierter Hauptmann (es konnte nur ein Hauptmann sein) Samen in einen Kasten. In den mittleren Stockwerken breitete die Dienerschaft Teppichfelle auf den Fensterbrüstungen aus.
Manchmal sah Remi einen Besen an den Möbeln vorbeistreifen, die längs dem weißen Getäfel unter ihren Überzügen schliefen. Im Erdgeschoß stand der Kommis einer Agentur vor einem hohen Pult und schrieb unermüdlich.
Aber Remis Blicke schweiften mit Vorliebe in die Zimmer des vierten Stockwerks. Dort sah er nie etwas Seltsames oder Geheimnisvolles; nichts Lüsternes, das einen jungen Menschen erröten machen konnte. Die Fenster des vierten Stockwerks waren nur bemerkenswert durch einen Vogelkäfig und einen ganz kleinen Blumentopf. Die Wohnung, die diese Fenster erhellten, hatte eine ältere Dame inne. Sie war tätig, aber langsam und sehr ruhig. In jedem Fenster erschien ihr stilles Gesicht, einst von schönen Haaren umrahmt; jetzt aber war ihr Scheitel schon gelichtet. Ihre Tochter, ein Kind noch mit kurzen Röcken, hatte das schöne Haar ihrer Mutter, nur war ihr Blond heller und strahlender, üppiger und reicher und in der Mitte durch eine feine Linie in zwei Hälften geteilt. Sie bewegte sich wie ein Knabe und wußte mit ihren Armen und Beinen nichts anzufangen.
Ohne es zu merken, drang Remi in das intime Leben dieser beiden Frauen ein und interessierte sich für die gleichförmigen

Arbeiten ihres Daseins. Er kannte die Stunden der Mahlzeiten und des Unterrichts; er wußte, wann es Zeit zum Spaziergang war und wann der Käfig hereingeholt werden mußte; er kannte die Tage, an denen man Bücher und Hefte zusammenpackte, um in das Institut zu gehen.

Er wußte, daß die Damen jeden Sonntag um elf Uhr mit einem Gebetbuch in der Hand das Haus verließen. An allen anderen Tagen setzte sich das Mädchen um zehn Uhr in dem vergoldeten Salon an das Klavier, dessen Messinggriff dicht am Fenster blinkte. Remi sah zwei kleine rote Hände, zwei Kinderhände, eiligst über die Tasten laufen und Tonleitern spielen, die er aber nicht hören konnte. Man blieb nicht lange auf dem Hocker vor dem Instrument. Man ging ans Fenster; wenn es geschlossen war, hob man den weißen Vorhang, sah mit leiser Kühnheit auf die Straße hinab und preßte eine kleine Nase gegen die Fensterscheibe, so daß die Nasenspitze ganz weiß wurde; dann verschwand man, wie man erschienen war, ohne ersichtlichen Grund, wie ein Vogel, der davonfliegt. Beide, Mutter und Tochter, hatten Kinderaugen, klare, weit geöffnete, traumlose Augen, die zu sagen schienen: nichts hat unseren zärtlichen Frieden gestört, und nichts wird ihn stören. Die Mutter war zweifellos schon lange verwitwet; man merkte ihr das vollkommene seelische Gleichgewicht an. Ihre weichen Gesten, die nichts Liebkosendes hatten, und ihre unbeirrbare Wachsamkeit verrieten die Güte der wohlversorgten, gutgenährten Frau.

Das Fräulein aber war ungestüm. Nahm sie sich doch eines Tages heraus, das Fenster zu öffnen, sich über den Balkon

zu beugen und zwei ihrer Gefährtinnen zuzuwinken, die unten vorbeigingen. Sie schien gar nicht beschämt, als die Mutter sie ins Zimmer rief und — so verstand es Remi — die beiden Kolleginnen vom Konfirmationsunterricht oder vom Institut durch das Dienstmädchen heraufbitten ließ. Sie hatten gewiß sehr lustige Sachen zu berichten, denn alle drei brachen wiederholt in ein herzliches Gelächter aus. Und ihr Lachen klang über die breite Straße, wie das kaum hörbare Rauschen von Perlen, die man durch die Hände gleiten läßt.

Jeden Morgen ging Remi am Luxembourggarten vorbei, sah durch das Gitter im leisen Nebel die welligen Rasenflächen und die exotischen Baumgruppen. Er ging bis zur Rue Carnot und betrat das Atelier. Man legte für ihn den Schlüssel unter die Strohmatte.

Labannes Atelier war mit Büchern ganz angefüllt, man hätte es für das Lager eines Büchertrödlers halten können. Die Bücher stapelten sich immer höher rings um die unvollendeten Entwürfe unter ihren eingetrockneten Hüllen. Der Boden war mit aufgetürmten Bänden vollständig bedeckt. Man trat auf Schaflederdeckel. Ringsumher lagerten Kalbslederrücken, mit Bünden oder Stempeln, man sah rote oder marmorierte Schnitte, gelbe, blaue, rote, zur Hälfte herabgerissene Bucheinbände. Die abgestoßenen Ecken der Folianten klafften, und die Pappe zerblätterte zwischen dem verschrumpften Leder. Ein uralter Staub legte sich allmählich immer dichter über diesen Wust von Literatur und Wissenschaft.

Die Wände waren einst mit Kalk geweißt gewesen. Ihre obere Partie war kahl, in Manneshöhe jedoch war ein halb griechischer, halb französischer Text mit Kohle hingekritzelt: der Kommentar zum „Phaedon", eine Inspiration des Moralisten Brandhut, die dieser nach einer schlaflosen Nacht hier verewigt hatte.

Die Tür war ebenfalls von verschiedenen Händen mit Inschriften aller Art bedeckt.
Die oberste mit einem Taschenmesser eingeritzt, prangte in großen Lettern und lautete:

Die Frau ist bitterer als der Tod.

Die zweite, mit schwarzer Zeichenkreide und in Rundschrift hieß:

Die Akademiker sind Spießer. Cabanel ist ein Kitschkopf.

Die dritte, mit gewöhnlichem Bleistift und in Kursivschrift:

Frauenschönheit gerühmt, die in antiker Weise
Singt geheiligtem Hymnus plastischer Schönheit zum Preise.
Paul Dion.

Die vierte, von ungeübter Hand mit Kreide niedergeschrieben:

Habe die Wäsche gebracht. Montag hole ich die schmutzige beim Hausmeister ab.

Die fünfte, von Labanne mit Zeichenkohle hingeworfen:

Athen! Du ewig erhabene Stadt, hättest du nicht geblüht,
Die Welt wüßte noch heute nicht, was Schönheit ist.

Die Sechste war mit einer Haarnadel hingekritzelt, die den Lack kaum geritzt hatte. Sie lautete:

Labanne ist ein Knicker. Er kann mich gern haben.
Maria.

Und noch andere Inschriften gab es auf dieser Tür.
In einer Ecke, neben dem Ofen, war eine Pferdedecke über Büchern und Zeitungen ausgebreitet. Diese Zeitungen, diese Bücher und diese Decke bildeten das Bett des Moralisten Branchut.

Eines Tages saß Brandhut auf seiner Pferdedecke und dachte an Demosthenes, an die deutschen Professoren und an die Prinzessin Feodora.
Remi, beschäftigt einen Wasserkrug abzuzeichnen, streckte vor übergroßer Aufmerksamkeit die Zunge heraus. Er wollte zeigen, daß er es nicht böse meinte und fragte den Philosophen, ob er nicht ein paar Krumen altbackenes Brot in seinen Taschen hätte. Und er nannte ihn aus Versehen „Herr Brandhut mit dem Tic".
Brandhut, reizbar durch seine Kümmernisse, sah ihn stier an und seine Augen quollen hervor. Ein fürchterliches Zucken lief seine Nase lang. Er eilte wütend hinaus. Er traf den Dichter Dion in der Schenke und Labanne entdeckte er auf den Quais vor einem Bücherstand.
Die beiden nahmen sich seiner Sache an. Der Dichter verlangte Blut; aber Labanne der Skeptiker zeigte sich milde und führte eine Art Versöhnung herbei. Außerdem war Remi nicht rachsüchtig. Der Moralist und der Kreole lebten hier ein bis zwei Monate friedlich nebeneinander. Aber Brandhut, dessen Bestimmung es war, durch das Weib zu leiden, ließ es sich zu seinem Unglück einfallen, die Wirtin des ‚Dürren Kater' mit zärtlichen Augen anzusehen. Nun hatte aber das Gesicht des Moralisten, sobald es Zärtlichkeit ausdrückte, unbedingte Ähnlichkeit mit dem Gesicht eines Epileptikers. Und Virginia, die von ihm mit blutunterlaufenen, aus den Höhlen springenden Augen angestarrt wurde, war entsetzt und äußerte ihr Entsetzen in allzu auffallender Weise. Sie versäumte keine Gelegenheit, dem Philosophen zu zeigen, welch

tugendhaften Widerwillen er ihr einflößte, und da sie gleichzeitig ihrem Remi Blicke voll heißen Verlangens zuwarf, wurde Brandhut von allen Stacheln der Eifersucht gepeinigt. Er litt, er wurde böse.

Zuerst fing er mit dem sanften Labanne an, der zweifach im Unrecht war, einmal lebte er von einer kleinen Rente und dann erwies er dem Philosophen Gefälligkeiten. Jeden Morgen gab Brandhut ihm feierlich den Atelierschlüssel zurück, den der Bildhauer mit größter Ruhe jeden Tag wieder unter die Strohmatte legte, wo Brandhut ihn jeden Abend wieder hervorholte. Während der Monate Juli und August wurde Brandhut bitter und skeptisch. Eine Wandlung vollzog sich in ihm. Er erstarkte. Er verachtete die Frau, weil sie — so sagte er — ein untergeordnetes Wesen ist. Er tat so, als sähe er Virginia überhaupt nicht, wenn er gebieterisch bei ihr sein Bier bestellte, das Labanne bezahlte.

Er stellte transzendentale Theorien über die Kunst auf.

„Ich habe mir kürzlich im Museum eine Mammutfigur angesehen", sagte er, „die mit einem spitzen Kiesel auf eine fossile Elfenbeinplatte eingeritzt ist. Diese Figur stammt aus einer prähistorischen Epoche, sie ist älter als die ältesten Zivilisationen. Es ist das Werk eines blöden Wilden. Aber sie offenbart ein künstlerisches Gefühl, das die schönsten Schöpfungen des Michel Angelo weit übertrifft. Die Darstellung ist zugleich wahr und ideal. Unsere besten modernen Künstler hingegen opfern entweder die Wahrheit dem Ideal, oder das Ideal der Wahrheit."

Während er so sprach, sah er Labanne mit wilden Augen an.

Aber Labanne war einverstanden. Er billigte den Gedanken seines Freundes, des Philosophen, und spann ihn weiter aus:

„Die Kunst", sagte er, „verfällt in dem Maße, wie der Gedanke sich entwickelt. In Griechenland gab es zur Zeit des Aristoteles keine Bildhauer mehr. Die Künstler sind inferiore Wesen. Sie gleichen den schwangeren Frauen: sie gebären, ohne sich über den Vorgang Rechenschaft abzulegen. Praxiteles machte seine Venus, wie die Mutter der Aspasia die Aspasia machte, ganz natürlich, ganz unbewußt. Die Bildhauer von Athen und Rom haben den Herrn Pfarrer Winckelmann nicht gelesen. Sie wußten nichts von Ästhetik, aber sie schufen den Theseus des Parthenon und den Augustus des Louvre. Ein geistvoller Mensch bringt nichts Schönes und nichts Großes zuwege."

Branchut erwiderte scharf: „Wozu sind Sie dann Bildhauer, da Sie doch ein geistvoller Mensch zu sein glauben? Ich habe freilich noch nie etwas von Ihnen gesehen, das auch nur im geringsten einer Statue, einer Büste oder einem Basrelief ähnlich gewesen wäre. Sie können nicht einmal ein Modell oder eine Skizze vorzeigen, und seit nahezu fünf Jahren haben sie kein Bossierholz angerührt. Wenn Sie ihr Atelier einzig und allein deshalb beibehalten, um mir darin ein Asyl zu gewähren, so bin ich es Ihnen und mir selbst schuldig, Sie aufmerksam zu machen, daß es mir nicht schwer fallen wird, anderswo eine Lagerstatt zu finden. Ich habe Ihnen, soviel ich weiß, nicht das Recht gegeben, mich mit Ihren Wohltaten zu überschütten."

Aber trotz seiner Seelengröße fiel es dem Philosophen schwer, lange auf diesen Höhen zu bleiben. Er wurde wieder schwach. Er vergaß den Mammut des Museums und sah nur noch Virginia. Er verfiel in eine stumpfe Niedergeschlagenheit. Aber sein Leben hatte doch eine lichte Stunde.

Eines Morgens begegnete er Virginia, die aus der Markthalle heimkehrte, an jedem Arm einen Korb, schwitzend, keuchend, hustend, nach Luft ringend, denn sie war etwas asthmatisch; halb freiwillig, halb gezwungen folgte er ihr und es wurde ihm gestattet, den Fleischkorb zu tragen. Er war entzückt. Diese Freude verdarb ihn. Er fing an zu hoffen – er wagte alles.

Eines Abends schlich er in die Küche, wo Virginia das Geschirr spülte. Er schlang seinen Arm um ihre Hüfte. Sie ließ einen Teller fallen und begann entsetzlich zu brüllen. Nein, die Prinzessin Feodora hatte nicht so laut geschrien.

Es gab einen Skandal.

Der Dichter Dion war glücklich. Merciers Augen funkelten unter seiner Brille. Labanne zuckte die Achseln. Remi ärgerte sich ein wenig, freute sich dann aber in seinem Innersten, als sein Racheplan gefaßt war. Es war die Rache eines Schuljungen, eines Wilden; vor Genugtuung leckte er sich schon im voraus die Lippen. Er ließ sie in seinem trägen Feinschmeckerherzen ruhen wie eine gute Hausfrau ihre Konfitüren in einem Schrein verwahrt.

Der Dichter Dion sprach wieder von der Gründung einer Revue. Im vergangenen Jahr war der Versuch mißglückt, denn die dreihundert Francs der Großmutter wurden für

notwendige häusliche Ausgaben aufgebraucht. Aber Dion hatte neuerdings wieder dreihundert Francs erhalten.

„Man muß einen Titel finden", sagte er.

Sie trennten sich nach Verlauf von zwei Stunden, nachdem sie eine Unzahl von sinnlosen oder bekannten Worten vorgeschlagen hatten.

Tags darauf begrüßte der Dichter Dion die Gesellschaft des Dürren Katers mit dem antiken Ruf: „Ich habe es gefunden: ‚Die Idee! . . .' ‚Die Idee', eine neue Revue!"

Und mit den Fingern ein imaginäres Blatt festhaltend, den Kopf seitlich geneigt, die apollonischen Haare zurückgeworfen, das Gesicht von einem Lächeln erhellt, las er innerlich in großgedruckten Lettern: ‚Die Idee', eine neue Revue. Leiter Paul Dion.

„Welche Idee?" fragte der skeptische Labanne seinen gelben Bart streichelnd.

„Die Idee der niederen Mathematik, – was denn sonst!" erwiderte Mercier.

„Die Idee der Überlegenheit der Poesie und des Ideals über die Prosa und die Realität", antwortete Dion.

Und der Moralist Brandhut, der seine zuckende Nase kratzte, warf mit gelinder Schärfe ein: „Vielleicht auch eine Idee der neuen Moral, deren Theorie ich aufzustellen gedenke, das heißt, natürlich nur, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweise."

Labanne erlaubte sich die Bemerkung, daß man die Revue nicht ‚Die Idee', sondern ‚Die Ideen' nennen müßte, da doch jeder seine eigene Idee hätte.

Gleichwohl wurde an dem ersten Titel festgehalten, und der Dichter Dion stellte auf einem Blatt Briefpapier und mit der Feder, die sonst der Wirtin zur Niederschrift ihrer Rechnungen diente, den Inhalt der ersten Nummer zusammen:

1. Ein Geleitwort. Von Paul Dion.
2. Ein unbestimmter Artikel über die Philosophie. Von Claude Branchut.
3. Ein noch viel unbestimmterer Artikel über die schönen Künste. Von Emil Labanne.
4. „Die Geliebte, an der man stirbt." Gedicht von Paul Dion.
5. Etwas sehr Vages über die Wissenschaft. Von Wilhelm Mercier.

Theater- und Buchkritik übernahm der Leiter selbst.

Nachdem der Text festgesetzt war, machte Dion in irgendeiner schlecht gepflasterten Straße des Quartier Saint-André-des Arts einen Buchdrucker ausfindig, der sich in äußerst bedrängter Lage befand und mit stumpfer Gleichgültigkeit es unternahm, die Revue zu drucken.

Dieser Drucker war ein unansehnlicher kleiner Mann, kahl und bleich; sein abgezehrtes Aussehen erinnerte unwillkürlich an eine Kerze, die im Zugwind dahinschwindet. Mit seinem Geschäft war es schlecht bestellt. Es war also ein verzweifelter Buchdrucker, aber doch immerhin ein Buchdrucker. Er druckte. Er schickte Korrekturen, die Dion auf den fettigen Tischen des Cafés herumzog. Aber man mußte zugeben, daß es an Stoff mangelte, obgleich dem Chefredakteur der ‚Idee' etliche



Gedichte aus verschiedenen Gegenden Europas zugegangen waren.

Die Nummer versprach dünn zu werden, zumal Brandhut die Seiten seines philosophischen Artikels, sobald er sie niedergeschrieben hatte, unter den Torbögen wieder verlor, und da Labanne unbedingt fünfzehnhundert Bände lesen mußte, ehe er die ersten Zeilen seines kunstgeschichtlichen Artikels niederschreiben konnte. Dafür aber war der Artikel von Mercier tatsächlich vorhanden, nur hätte der Autor, der in seiner Schrift, in seinem Stil und in seinen infällen, ebenso knapp war, wie in seinen Kleidern, diesen Artikel mühelos auf den zwei Gläsern seiner Brille unterbringen können. Hingegen war „Die Liebe, an der man stirbt" schon bis zur vierten Korrektur gediehen.

In diesem Stadium schlug Sainte-Lucie, der Redaktionssekretär, dem Dichter Dion vor, ihn mit Herrn Godet-Laterrasse bekanntzumachen, der nicht verfehlen würde, einen Artikel zu liefern.

Es war eine denkwürdige Nacht, als Herr Godet-Laterrasse vom Omnibus herabkletterte und die Gaststätte der holden Virginia betrat.

Er drehte den Türknopf mit der Hand eines Mannes, der sich erwartet weiß; und während ein schmeichelhaftes Gemurmel seinen Eintritt begrüßte, durchquerte er das Lokal mit afrikanischer Majestät, die durch kreolische Geschmeidigkeit ein wenig gemildert wurde.

Als der Dichter Dion ihn mit „verehrter Meister" anredete, entblößte er wie ein lächelndes Götzenbild seine ganzen Zähne.

Aber plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck verbitterten Stolzes an. Er hatte gesehen, daß Labanne einen gleichgültigen Blick durch den dichten Qualm seiner Pfeife sandte. Er wußte, daß Labanne eines Tages ihn in einer erhabenen Pose hatte darstellen wollen, mit einem Zifferblatt auf dem Bauch. Seit jener Zeit sah er in Labanne einen völlig verdorbenen Skeptiker. Von diesem Gedanken erfüllt, wandte er sein horizontales Antlitz den Herrn Dion und Mercier zu und sagte zu ihnen: „Hütet euch vor dem Skeptizismus, ihr jungen Leute. Er ist ein giftiger Hauch, der die Seele in ihrer Blüte verdorren läßt."

Er versprach der Revue ein Kapitel seines unveröffentlichten großen Werkes über die Regeneration der Menschheit durch die schwarze Rasse.

Hierauf entwickelte er seine Idee.

Die schwarze Rasse war noch nicht von der christlichen Lepra angefressen, die seit achtzehn Jahrhunderten alle Völker der weißen Rassen verheert. Er erzählte, daß er im Alter von elf Jahren, als er einsam am Meeresstrand spazieren ging, angesichts der Unendlichkeit sich gesagt hatte: „Die Pfarrer mögen sagen was sie wollen; ich werde niemals glauben, daß das Christentum irgend etwas für die Abschaffung der Sklaverei getan hat."

Als er die Kneipe verließ, wurde er von allen begleitet. Der von Sainte-Lucie signalisierte Omnibus näherte sich. Nachdem Herr Godet-Laterrasse allen die Hände geschüttelt hatte, faßte er seinen Schüler kameradschaftlich unter den Arm und nahm ihn beiseite.

„Ich habe mein Portemonnaie vergessen", sagte er zu ihm.
„Welche Zerstreutheit! Leihen Sie mir ein paar Sous."
Mit großer Geschicklichkeit nahm er die ihm gereichte
Münze in einem Händedruck, kletterte auf das
Verdeck und rief: „Nur Mut, Remi!
Büffeln Sie den Tacitus."





Remi wurde selbstverständlich auch das zweite Mal von den Herren Examinatoren zurückgewiesen. Das Baccalaureat wurde für ihn zu einem immer mehr verschwommenen, vagen

Begriff. Seine in keiner Hinsicht verwunderlichen Niederlagen nahmen, wenn Herr Godet-Laterrasse sie kommentierte, eine verdächtige, unklare Wendung.

„Nicht Sie sind zurückgewiesen worden," sagte der Mentor, „sondern ich. Seien Sie versichert: Sie wurden zwar getroffen, aber es war auf mich gezielt. Oh! Die Herren Professoren der Sorbonne werden meinen letzten Artikel nie vergessen!"

Diese Redensarten verwirrten Remi vollständig; bald wußte er nicht mehr, ob das Baccalaureat ein wissenschaftliches Examen oder eine geheime Gesellschaft war. Den ganzen Winter lebte er in einem wohligen Dämmerzustand. Er erwachte erst, als die schüchterne Aprilsonne schon die Wände erhellte. Auf den Dächern kreischten die Spatzen. Der pensionierte Hauptmann säte Samen in die grüngestrichenen Kästen. Die so lange geschlossenen Fenster, deren Scheiben unlängst noch angelaufen waren, öffneten sich den schwachen Strahlen der Sonne und den ersten milden Frühlingslüften. Remi, der seit dem Sommer seine beiden Freundinnen vom vierten Stock ganz aus dem Auge und dem Gedächtnis verloren hatte, freute sich, als er den Vogelkäfig und den Messinggriff des Klaviers wiedersah.

Als er jetzt Mutter und Tochter zum ersten Mal in dem vergoldeten Salon erblickte, hatte er die größte Lust, sie mit einem freundschaftlichen Winken zu begrüßen. Ein kleiner alter Herr, der auf dem Sofa saß und Hut und Regenschirm zwischen seinen Beinen hielt, schien freundschaftlich mit ihnen zu plaudern. Er hob den Arm, und Remi glaubte die Worte zu hören:

„Wie groß Sie geworden sind, Maria (oder Johanna, oder Louise). Sie sind ja jetzt eine junge Dame!"

Remi verdroß es, einen Fremden so behaglich auf dem Sofa seiner Freundinnen sitzen zu sehen. Nicht daß der kleine alte Herr ihm mißfallen hätte. Ganz im Gegenteil! Der alte Herr schien ein rechtschaffener Mann zu sein. Aber Remi kannte ihn nicht, und er erkannte, daß die beiden Damen Geheimnisse vor ihm hatten, woran er vorher noch nie gedacht hatte. Man kann eben nicht an alles denken. Er schloß sein Fenster und schmollte den ganzen Tag. Am nächsten Morgen öffnete er es wieder, nur um zu sehen, ob der Vogelkäfig an seinem Platze stand. Er sah das junge Mädchen, einen runden Hut auf, an dem Griff ihres Sonnenschirms nagen und wie ein Füllen ungeduldig aufstampfen — eine Angewohnheit von ihr, wenn sie zum Ausgehen fertig, auf ihre Mutter wartete, die ihr viel zu lange vor dem Spiegel an ihren Hutbändern nestelte. Aber man muß gerecht sein, eine fünfundvierzigjährige Frau kann nicht wie ein junges Mädchen mit zwei, drei flatterhaften Bewegungen fertig sein.

Auch heute prüfte die Mutter wie gewöhnlich aufs genaueste die Kleidung ihrer Tochter. Aber diesmal mußte ein schlimmer Defekt an dem grauen Kleid vorhanden sein, denn die Mutter äußerte einige Worte, die mit allerlei ungeduldigen und schmollenden Bewegungen, mit verzweifeltem Zappeln und Strampeln aufgenommen wurden. Schließlich knöpfte das Mädchen ihr Kleid auf, und das Fenster wurde zugestoßen. Nach einigen Sekunden ging es von selbst auf und Remi sah, wie die Mutter das graue Kleid in der Hand hielt und stehend etwas daran

ausbesserte, während die Tochter im Mieder und kurzen weißen Unterrock wartete. Das Mädchen wandte den Kopf und sah den Studenten, der sie anschaute. Mit der entzückenden Geste eines fröstelnden Kindes, das gebadet wird, bedeckte sie mit beiden Armen ihre Brust, und die Lippen sagten ganz schnell irgend etwas, das wohl heißen mochte: „Mama! Mama!" Die Mutter zuckte gleichmütig die Achseln und schien zu sagen: „Du lieber Gott, das macht doch nichts." Und gleichgültig stieß sie das Fenster wieder zu. Ohne sich der Ursache bewußt zu sein, beobachtete Remi seit jenem Tage nicht mehr so eindringlich seine beiden Nachbarinnen. Aber es fiel ihm ein, daß sie fortgehen könnten und er sie niemals wiedersehen würde. Das betrübte ihn. Seine Gedanken nahmen eine ernste, besonnene Richtung. Er sagte sich, daß das Baccalaureat, wie Herr Godet-Laterrasse es auffaßte, keine ernsthafte Angelegenheit war, und entschloß sich, Maler zu werden. Malen! Das schien einfach und schön. Dann durchkreuzte der Gedanke an Télémaque sein Gehirn. „Ich muß ihn doch einmal aufsuchen", dachte er.



Nach dem zweiten Mißerfolg vernachlässigte Herr Godet-Laterrasse, den die öffentlichen Angelegenheiten sehr in Anspruch nahmen, seinen Schüler noch mehr. Remi nahm sich das Fernbleiben seines Mentors nicht zu Herzen, ging zu Labanne und zeichnete bei ihm. Der sonderbare Bildhauer hatte bei den Antiquaren des Quais Malaquais die Gedichte von Colardeau entdeckt und war eitel Bewunderung.

„Colardeau ist der größte französische Dichter", behauptete er.

Als die Hitze drückend über der Stadt auf Stein und Asphalt lag, trug der Moralist Branchut als einziges Gewand einen langhaarigen Überzieher, in dem er nach Ausspruch seiner Freunde einem mit seinem Fell bekleideten Skythen glich. Der Gedanke an das Weib verließ seinen Geist keinen Augenblick, und noch nie war seine Laune so grimmig gewesen. Er hatte nicht mehr den früheren Appetit, mit dem er täglich sein Brötchen gegessen hatte. Aber ein ewig ungestillter Durst

verzehrte ihn unter dem dichten Fließ. Eines Tages, als Remi zum hundersten Mal unter Anleitung von Labanne den Wassertopf abzeichnete, den man im Winter auf den Ofen des Ateliers zu stellen pflegte, bemächtigte sich der Moralist Branchut dieses Gefäßes, um es am Brunnen zu füllen. Als er mit nasser Nase und triefendem Bart wiederkehrte, warf ihm der junge Kreole von der Seite einen Blick zu, der vielverheißend war. Branchut schrie nach dem Blitz und lechzte nach dem Sturm. Aus des Bildhauers schönsten Büchern riß er Seiten aus, um seine dunklen und schrecklichen Gedanken darauf niederzuschreiben. Ein Gewitter belebte die Stadt und entspannte die Nerven des Moralisten.

Die Zeit verrann; sie brachte die Drachen in den bewegten Septemberhimmel, sie brachte die Nebel der herbstlichen Oktoberlandschaft, die Maronibrater an den Türen der Weinhändler, die Orangen auf den Handwagen, die Laterna magica auf dem Rücken des Savoyarden, die weißen Schneedächer und am Weihnachtstag, zu Neujahr und am Dreikönigstag in den warmen Eßzimmern den Duft der gebratenen Gänse. Aber das Herz des Moralisten Branchut blieb von der Zeit unberührt.

Am Dreikönigstag, gegen vier Uhr, als Remi mit dem Dichter Dion den Saint-Sulpice-Platz durchquerte, sah er auf die Eiszapfen, die die vier steinernen Bischöfe zur Hälfte bedeckten, und das gefrorene Wasser in dem Brunnenbecken zu ihren Füßen. Er rieb sich die Hände und sagte mit einem breiten Lachen: „Es wird auf diesem Platz nicht warm sein um Mitternacht."

Gleichwohl wurde an dem ersten Titel festgehalten, und der Dichter Dion stellte auf einem Blatt Briefpapier und mit der Feder, die sonst der Wirtin zur Niederschrift ihrer Rechnungen diente, den Inhalt der ersten Nummer zusammen:

1. Ein Geleitwort. Von Paul Dion.
2. Ein unbestimmter Artikel über die Philosophie. Von Claude Branchut.
3. Ein noch viel unbestimmterer Artikel über die schönen Künste. Von Emil Labanne.
4. „Die Geliebte, an der man stirbt." Gedicht von Paul Dion.
5. Etwas sehr Vages über die Wissenschaft. Von Wilhelm Mercier.

Theater- und Buchkritik übernahm der Leiter selbst.

Nachdem der Text festgesetzt war, machte Dion in irgendeiner schlecht gepflasterten Straße des Quartier Saint-André-des Arts einen Buchdrucker ausfindig, der sich in äußerst bedrängter Lage befand und mit stumpfer Gleichgültigkeit es unternahm, die Revue zu drucken.

Dieser Drucker war ein unansehnlicher kleiner Mann, kahl und bleich; sein abgezehrtes Aussehen erinnerte unwillkürlich an eine Kerze, die im Zugwind dahinschwindet. Mit seinem Geschäft war es schlecht bestellt. Es war also ein verzweifelter Buchdrucker, aber doch immerhin ein Buchdrucker. Er druckte. Er schickte Korrekturen, die Dion auf den fettigen Tischen des Cafés herumzog. Aber man mußte zugeben, daß es an Stoff mangelte, obgleich dem Chefredakteur der ‚Idee' etliche



Aber plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck verbitterten Stolzes an. Er hatte gesehen, daß Labanne einen gleichgültigen Blick durch den dichten Qualm seiner Pfeife sandte. Er wußte, daß Labanne eines Tages ihn in einer erhabenen Pose hatte darstellen wollen, mit einem Zifferblatt auf dem Bauch. Seit jener Zeit sah er in Labanne einen völlig verdorbenen Skeptiker. Von diesem Gedanken erfüllt, wandte er sein horizontales Antlitz den Herrn Dion und Mercier zu und sagte zu ihnen: „Hütet euch vor dem Skeptizismus, ihr jungen Leute. Er ist ein giftiger Hauch, der die Seele in ihrer Blüte verdorren läßt."

Er versprach der Revue ein Kapitel seines unveröffentlichten großen Werkes über die Regeneration der Menschheit durch die schwarze Rasse.

Hierauf entwickelte er seine Idee.

Die schwarze Rasse war noch nicht von der christlichen Lepra angefressen, die seit achtzehn Jahrhunderten alle Völker der weißen Rassen verheert. Er erzählte, daß er im Alter von elf Jahren, als er einsam am Meeresstrand spazieren ging, angesichts der Unendlichkeit sich gesagt hatte: „Die Pfarrer mögen sagen was sie wollen; ich werde niemals glauben, daß das Christentum irgend etwas für die Abschaffung der Sklaverei getan hat."

Als er die Kneipe verließ, wurde er von allen begleitet. Der von Sainte-Lucie signalisierte Omnibus näherte sich. Nachdem Herr Godet-Laterrasse allen die Hände geschüttelt hatte, faßte er seinen Schüler kameradschaftlich unter den Arm und nahm ihn beiseite.

„Ich habe mein Portemonnaie vergessen", sagte er zu ihm.
„Welche Zerstreutheit! Leihen Sie mir ein paar Sous."
Mit großer Geschicklichkeit nahm er die ihm gereichte
Münze in einem Händedruck, kletterte auf das
Verdeck und rief: „Nur Mut, Remi!
Büffeln Sie den Tacitus."





Ein leinenes Käppchen auf dem Kopfe, mit einem weißen Schurz umgürtet, stand Télémaque an der Schwelle seiner Schankwirtschaft und lächelte die Morgensonne an, deren Strahlen die staubige Avenue mit ihren kümmerlichen Platanen überfluteten. Zur Rechten reichte sein Blick bis zur Kaserne, wo laute Hornsignale ertönten, und zur Linken bis zum Kaiserrondell, in dessen Mittelpunkt sich ein verwaister Sockel ohne Statue befand. Die breite Avenue war an beiden Seiten teils von niedrigen Gebäuden eingefaßt, teils von unbebautem Gelände, auf dem die weißen Pfähle der Waschanstalten in Reih und Glied standen. Die Kneipen an den

Straßenecken, neben den Schuttfeldern, waren rotbraun gestrichen, um schon von weitem aufzufallen und den Soldaten- und Arbeiterkehlen Durst zu erwecken. Alles übrige, Mauern und Felder, starrte in einem gleichmäßigen Grau. Die dreistockhohe Gipsfassade der beiden Häuser gegenüber der Schankwirtschaft von Télémaque prangte mit Balustraden und gewölbten Nischen, in denen prächtige Büsten standen; die Mauern jedoch waren geborsten, modrig, der Kalk bröckelte ab, die Scheiben waren mit Papier verklebt und Lumpen hingen von den Fenstern herab. In dem Straßenstaub wälzte sich ein wirrer Knäuel von Kindern und Hunden. Soldaten schlenderten langsam zur Uferböschung. Frauen in knappen Unterröcken trugen Eimer oder Körbe.

Die Schankwirtschaft von Télémaque war rot gestrichen; hinter den Scheiben waren Beefsteaks und ein Lendenbraten auf großen Schüsseln ausgestellt. Télémaque hielt ein totes Kaninchen an den Ohren und lächelte. Seine dunkel umränderten Augen waren durch die vorspringenden Backenknochen seitlich hochgestellt und ihr lebhaftes Email strahlte in einem Ebenholzgesicht mit eingedrückter Nase und aufgeworfenen Lippen. Die wolligen Flocken auf seinem Haupt waren noch schwarz. Aber die Stirne, schon entblößt und kahl, trat scharf zurück und ließ einen Teil des Schädels sehen, dessen Spitze von einer Art Schopf gekrönt war.

Miragoane saß auf den Hinterbeinen und sah voll Interesse nach Menschen, Tieren und Gegenständen. Sorglos und frei von Leidenschaften, wärmte sie sich seelenruhig in der Sonne. Hin und wieder streckte sie den intelligenten Kopf vor und die

spiralförmige Zunge leckte an dem geronnenen Blut der Kaninchenschnauze, das Télémaque aufgehängt hatte. Von diesem delikaten Genuß befriedigt, versenkte sie sich wieder in die ruhige Betrachtung der Straße und nur ihr Schwanz bewegte sich leise.

Télémaque zog das Fell seines Kaninchens wie einen Handschuh ab, legte das abgehäutete, in den schönsten Farben schillernde Tier auf ein kleines Tischchen, zerteilte es geschickt und breitete die einzelnen Stücke auf einer Schüssel aus. Dann trat er wieder in die Stube zurück, deren rückwärtige Tür in einen kleinen, mit Lauben geschmückten Garten führte. Als das Kaninchenragout schön säuberlich zugerichtet war und die rote Kupferkasserolle auf dem Herde zu summen begann, setzte Télémaque sich nieder und versank in Nachdenken. Seine Augen, die wie frisch gemalte Puppenaugen aussahen, blickten starr und leblos. Télémaque sah wohl etwas anderes vor sich, als den Herd aus Steingutkacheln, den zinnernen Ausschank und die mit Wachstuch bedeckten Tische, denn seine Lippen summten einen sonderbaren, sanften Gesang und er schien zu Abwesenden zu sprechen. Schließlich erhob er sich, warf noch einen Blick nach dem Kaninchenragout, das auf gelindem Feuer schmorte, und sagte: „Miragoane, hüte die Wirtschaft.“ Miragoane wandte ihm ihr kluges Auge zu, ging bis zu der steinernen Schwelle und ließ sich mit wichtiger Miene darauf nieder. Télémaque stieg hinauf in ein sehr schönes Zimmer, das mit einer vergnüglichen Tapete bespannt war — einer Sauhatz, die sich ins Unendliche wiederholte. Dieses Zimmer, dessen Einrichtung aus einem Nußbaumschrank, einem Bett

mit weißen Baumwollvorhängen und vier Tischen bestand, diente dem Wirt als Schlafzimmer und zugleich auch den Sonntagsgästen als Speisesaal. Télémaque holte aus dem Schrank einen Kasten hervor, stellte ihn auf den Tisch und öffnete ihn vorsichtig. In dem Kasten lagen verschiedene, in Seidentücher und Papiere eingewickelte Gegenstände. Er entnahm ihm der Reihe nach einen roten Schal, Generals-Epauletten, ein Paar Ohrringe, Kreuz und Stern eines fremden Ordens, zuletzt einen großen betreßten Hut, an dessen beiden Spitzen je eine ungeheure goldene Quaste hing. Als diese Schätze auf dem Tisch ausgebreitet lagen, betrachtete Télémaque sie mit dem erstaunten Blick seiner Kinderaugen, setzte dann den Hut mit den baumelnden Quasten auf sein wolliges Haupt, hüllte sich in den roten Schal seiner Frau Olivette und bewunderte sich in dem kleinen Rasierspiegel.
Er durchlebte in Gedanken sein Leben seit jenem Tage, da er General geworden war. Er schaute noch einmal den Prunk der Krönung Seiner Majestät Faustins I., die blauen Mäntel der Herzöge, Prinzen und Grafen, die roten Fracks der Barone; er sah das schwarze Antlitz des Kaisers, unter einer Krone von Gold; sah seine Frau Olivette in einem Schleppkleid, wie sie auf einem zweirädrigen Wagen angefahren kam und sich in der Mitte des Kirchenschiffs bei den Damen aufstellte. Alles war ihm gegenwärtig, die hunderterlei Farben der Gewänder, die Kanonenschüsse, die Militärmusik und die Rufe: Es lebe der Kaiser!
Noch einmal schaute er die prunkvollen Feste des kaiserlichen Palastes, den Glanz der Kerzen und der kristallenen

Leuchtergehänge, die wunderbaren schwarzen Büsten der Hofdamen, deren weiße Musselintaillen bei den rasenden Tänzen krachten. Noch einmal sah er seine Soldaten in der dürren, leuchtenden Ebene. In Schlachtordnung aufgestellt, präsentierten sie ihm das Gewehr. Und er selbst, der General Télémaque, die Hände auf dem Rücken verschränkt wie Napoleon auf den Kupferstichen, schritt die Reihen ab und sagte: „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden!"

Düsterer wurden jetzt die Gemälde, die sich vor seinem inneren Auge entrollten. Er schaute noch einmal die Ereignisse, die zu seinem Fall geführt hatten. Als im Dezember des Jahres 1851 Soulouque mit der Allmacht des Kaisers zugleich seinen furchtsamen und kindlich-grausamen Charakter bewies und es sich einfallen ließ, der Republick San Domingo den Krieg zu erklären, nahm General Télémaque an der Spitze seiner Brigade an der Expedition teil, die von General Voltaire Castor, Grafen von Ile-à-Vache, angeführt wurde. Der Kaiser hatte in seiner Proklamation an die Armee gesagt: „Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten! Die Männer des Ostens, die Rinderhirten von San Domingo, werden vor euch fliehen. Vorwärts!"

Voll Vertrauen auf das Wort seines Kaisers, geschmückt mit seinem Quastenhut, den Stern des kaiserlichen Militär-Ordens vom heil. Faustin und den Großkordon der Ehrenlegion von Haiti auf seiner Brust, betreßt und verbrämt marschierte General Télémaque barfuß in stolzer Haltung an der Spitze seiner schwarzen Regimenter, die die Vorhut bildeten, als plötzlich am Saum einer Bananenplantage eine

kräftige Gewehrsalve ihn überraschte. Erstaunt, empört, konsterniert, wandte er das vor Schreck entstellte Antlitz seinen Truppen zu und rief mit aufrichtiger Emphase: „Der Kaiser haben an der Nase geführt armes Volk!"
Bei diesen Worten des Generals machte die Brigade kehrt und riß aus. Télémaque setzte seine Affenbeine in Schwung; keuchend, mit heraushängender Zunge, gewann er wieder die Spitze seiner Kolonne, ohne sich um Gewehre, Zelte, Munition und Zwiebackkisten zu kümmern, die am Wege liegen blieben.
Als Soulouque den Bericht über diese militärische Operation entgegennahm, zitterte er an allen Gliedern, und um sich wieder Mut zu machen, ließ er den General Voltaire Castor füsilieren. Er gab auch Befehl, den General Télémaque zu verhaften, der sich acht Tage in den Wurzelbäumen versteckt hielt.
Auf die Bitten der schönen Frau Sainte-Lucie nahm der französische Konsul Télémaque auf und brachte ihn an Bord der Najade, die ihre Anker mit dem Kurs auf Marseille lichtete.
Bei diesem Punkte seiner Erinnerungen angelangt, nahm Télémaque die Miene eines intelligenten Hundes an, der geprügelt worden ist, und wickelte die Epauletten, die Orden und den Hut wieder in die Seidentücher. Er sah unruhig zum Fenster hinaus, ob jemand in der Avenue vorbeiging, stellte den Kasten mit den Kostbarkeiten in den Schrank, verschloß diesen, stieg dann in die Schenkstube hinab und goß einige Tropfen Wasser in die duftende Kasserolle, in der es summend schmorte.
Die Uhr, die über den erhöhten Sitz am Ausschank aufgehängt war, zeigte die elfte Stunde.

Ein Schwarm von kleinen Gassenbuben mit zerzausten Schöpfen und durchlöcherten Hosen, aus denen die Hemdenzipfel hervorlugten, stürmte in einer großen Staubwolke gegen die Glastür an. Schrille Rufe entrangen sich dieser Wolke.

Télémaque erschien auf der Schwelle; er hielt in den Händen eine Suppenschüssel angefüllt mit Geflügelknochen und Bratenresten, alles hübsch säuberlich in Papier eingewickelt. Miragoane saß aufmerksam und ernst, mit wedelndem Schwanz, auf der Schwelle und überwachte die Verteilung.

Das kleine Volk belagerte übereinander purzelnd die Beine des Gastwirts, der mit einem eigenartigen näselnden Tonfall kommandierte: „Richt euch!"

Die Kinder stellten sich in einer Reihe auf, mit angelegten Armen, vorgereckten Hälsen und vor Begehrlichkeit weitaufgerissenen Augen.

Télémaque betrachtete sie einige Augenblicke mit heiterem Ernst, dann rief er: „Meldet euch zum Appell! Nummer eins ... Nummer zwei ... Nummer drei ..."

Und er gab jedem seine Ration. Nummer eins, zwei und drei stoben von dannen; mit beiden Händen preßten sie ihren Anteil an diesen Leckerbissen gegen den Bauch und verschlangen ihn, jeder in seiner Ecke, während ihre mißtrauischen Blicke in die Runde schweiften. „Nummer vier ... Nummer fünf ... Nummer sechs ..."

Nummer sechs, ein Rothaariger, stieß Nummer vier, ein hinkendes Bürschlein, dem sein Hühnerknochen in den Rinnstein fiel.

Miragoane spitzte das Ohr. Nummer vier hob den Knochen auf, und der General Télémaque, der nunmehr für den Unterhalt seiner Armee gesorgt hatte, kehrte an seinen Herd zurück.
Als er sich überzeugt hatte, daß das Ragout richtig kochte, zog er aus einer Schublade ein kleines, rot angestrichenes, hölzernes Gewehr hervor und rief Miragoane. Sie ließ die Ohren hängen und kam heran mit einer Miene, die zu sagen schien: „Du lieber Gott! Was soll das alles? Wozu das Leben nutzlos komplizieren? Es verursacht mir wirklich nicht die geringste Freude, zu exerzieren. Ich tue es nur, weil es meinem Meister Télémaque Spaß macht."
Aufrecht auf den Hinterpfoten sitzend, preßte Miragoane das kleine hölzerne Gewehr gegen ihren rosigen Bauch.
„Achtung! Präsentiert das Gewehr!"
Miragoane führte das Kommando aus. Aber ihre Kniekehlen wankten; sie fiel auf die Vorderpfoten nieder, ließ die Waffe auf den Fliesen liegen und ging, ihr Fell schüttelnd, bis zur Türschwelle.
„Das war schlecht, ganz schlapp!" sagte Télémaque. „Wir müssen morgen von vorn anfangen."
Aber Miragoane stand unbeweglich auf der Schwelle, spitzte die Ohren und bellte dann zweimal auf.
Dann begann sie zwischen Schwelle und Herd hin- und herzulaufen, wobei sie ihre Krallen geräuschvoll auf die Steinfliesen aufsetzte.
Remi, einen glockenförmigen Strohhut auf dem Haupt, betrat die Schankstube und gab sich Télémaque zu erkennen, der in

seiner Freude ihm wortlos den Rücken kehrte, um eine Flasche Weißwein zu entkorken.

„Sie sind's, Mouché Remi," sagte der Neger, „Sie, Mouché Remi, der Sohn von Mouché Minister und das Patenkind meiner armen Olivette, die in Port-au-Prince Kokosnüsse, Breiäpfel und Arac verkauft hat. Die bösen farbigen Männer haben sie in ihrem Bazar getötet und ihren Zuckerbranntwein ausgetrunken. Die Tat ist ausführlich in gedruckten Buchstaben in den Staatsanzeiger von Haïti gebracht worden. Der Konsul, Mouché Morel-Latasse, hat es mir zu lesen gegeben. Es hat mir sehr weh getan, denn Olivette ist eine gute Frau gewesen. Wie ich mich freue, Sie zu sehen, Mouché Remi! Olivette war nicht jung, als ich sie geheiratet habe. Man hat den Télémaque ausgelacht, der sich mit einer alten Frau verheiraten wollte; aber Télémaque hat gewußt, daß je älter eine Frau ist, um so besser kann sie kochen. Setzen Sie sich, Mouché Remi. Hier ist ein Weißwein, der nicht alt werden wird, denn wir werden ihn austrinken."

Und der Schwarze lachte über das ganze Gesicht.

Nachdem er die Flasche entkorkt, den Siegellack vom Flaschenhals weggeblasen und die Gläser gefüllt hatte, wurde er nachdenklich und sagte: „Das Leben dauert nicht ewig, aber der Tod dauert ewig."

Dann näherte er seine wulstigen Lippen dem Ohr des jungen Sainte-Lucie und fügte leise hinzu:

„Darum hab ich droben einen Beutel mit einem netten kleinen Sümmchen, davon will ich meiner Olivette ein schönes Grabmal setzen lassen."



Und wieder begann er zu lachen. Er erkundigte sich nach Frau Sainte-Lucie, die eine so schöne Dame war, und wollte wissen, was Remi in Paris anfinge.
„Ich bereite mich zum Baccalaureat vor," antwortete der Jüngling mit einem Gähnen.
Télémaque wußte nicht, was das bedeutete, aber er dachte, daß es „was Gutes sein mußte".
Er stieß mit seinem Glas an, wobei er seine einfältigen Augen halb schloß. Dann fragte er, ob Remi General werden würde.
„Es ist schön," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „es ist schön. Aber ein General kann manchmal Unannehmlichkeiten haben."
Remi, den der Schwarze belustigte, sagte:
„Télémaque, Sie waren doch General unter dem bösen Affen Soulouque?"
Télémaque wurde unruhig. Seine dicken Lippen zitterten. Er stammelte:
„Mouché Remi, man darf über den Kaiser nicht so sprechen."
Remi hatte von seinem Vater gehört, daß der General eine entsetzliche Angst vor Soulouque hatte, den er noch am Leben glaubte. Deshalb sagte er:
„Fürchten Sie, der Geist von Soulouque könnte nachts kommen und Sie an den Beinen aus dem Bett ziehen? Seine Majestät ist schon seit zehn Jahren tot."
Der Schwarze schüttelte langsam den Kopf und sprach:
„Nein, Mouché Remi."
Remi konnte noch so oft versichern, daß Soulouque – wie allgemein bekannt im Jahre 1867 auf Jamaika gestorben sei – stets erwiderte der Schwarze:

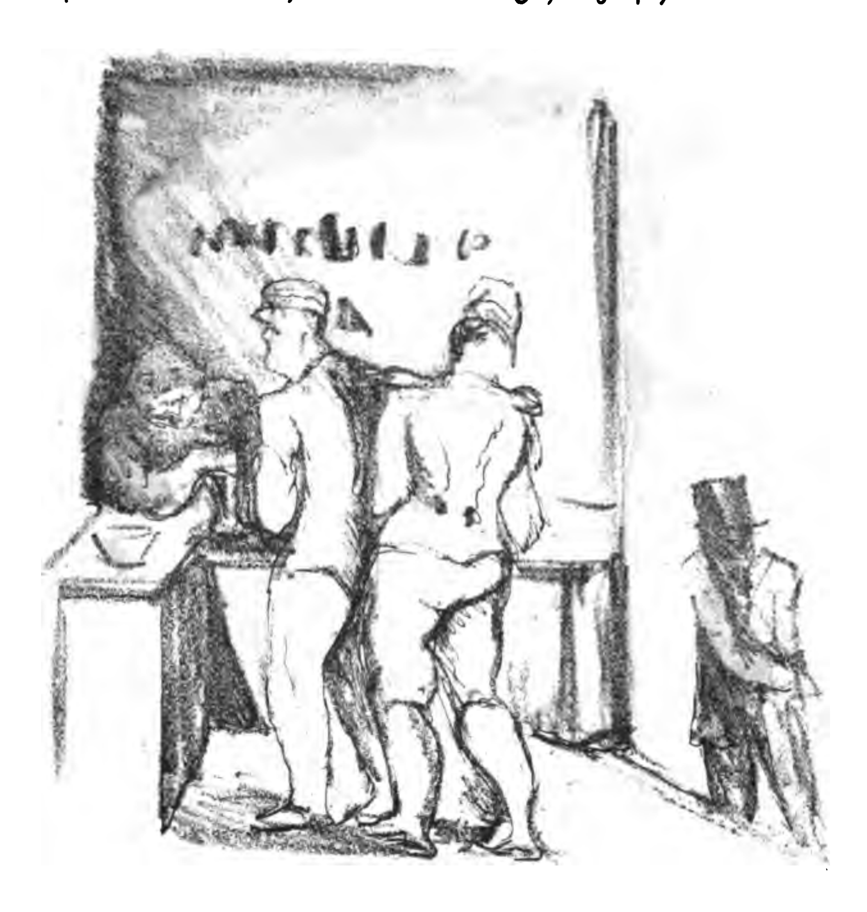
„Nicht doch! Mouché Remi. „Der Kaiser ist nicht tot, er hat sich versteckt."
Und die Stirne des Generals Télémaque runzelte sich auf seinem harten Schädel.
Ein würziger Duft von Fleisch und Kräutern entströmte der kupfernen Schmorpfanne. Der Schwarze wurde wieder froh und sagte lachend:
„Jetzt wollen wir frühstücken, Mouché Remi."
In der mit wildem Wein umrankten Laube breitete er ein Tischtuch aus und legte zwei Gedecke auf. Der kleine Garten des Schankwirts grenzte an Salatfelder. Die Böschung der Eisenbahnlinie von Versailles begrenzte den Horizont. Remi betrachtete gleichgültig diese dürftige Landschaft, als Télémaque, bis über die Ohren grinsend, mit einer dampfenden Schüssel in den Händen zurückkehrte.
„Das ist was Gutes, Mouché Remi," sagte er.
Und sie frühstückten mit großem Appetit. Miragoane, die beauftragt war, während der Mahlzeit die Schankstube zu bewachen, warf von Zeit zu Zeit den Schmausenden einen resignierten Blick zu.
Als das Kaninchenragout verspeist und der Wein aus Argenteuil getrunken war, ergötzten sie sich am Brie-Käse, den sie auf feines Brot legten.
„Télémaque, Sie haben es hier sehr schön, sagte Remi, der sich hier ganz wohlfühlte.
Aber da es nun einmal in der Natur des Menschen liegt, unaufhörlich neuen Wünschen Raum zu geben, stieß Télémaque einen Seufzer aus und sagte:

„Wissen Sie, was meinem Lokal fehlt, Mouché Remi? Es fehlt ihm mein Portrait, ein gemaltes Bild von mir in einem goldenen Rahmen. Mein gemaltes Portrait würde sich sehr schön machen über dem Schanktisch. Ich habe dort oben in einem Beutel ein nettes Sümmchen für das Grabmal meiner Olivette. Aber ich würde gerne einen kleinen Teil davon nehmen für Maler, der mein Portrait machen würde."
Sainte-Lucie erwiderte, der General solle sein Portrait bekommen, ohne daß das Mausoleum seiner Patin Olivette angetastet würde.
„Ich bin Maler," sprach er zu Télémaque, der wie geblendet war. „Wenn ich wiederkomme, werde ich meine Leinwand und meinen Malkasten mitbringen und Ihr Portrait malen."
Zwei Soldaten, die Miragoane durch ein Bellen meldete, verlangten zwei Glas Bier.
Während Télémaque unter der Falltür der Kellertreppe verschwand, holte Remi, dem die Pfeife ausgegangen war, auf dem Schanktisch ein Streichholz. In diesem Augenblick sah er in der Avenue den kleinen alten Herrn vorbeigehen, den er in dem vergoldeten Salon der Damen der Rue des Feuillantines bemerkt hatte. Gewiß, es war derselbe kleine alte Herr, mit demselben weißen Backenbart und demselben Regenschirm.
„Télémaque! Télémaque!" rief Remi ganz aufgeregt.
Die Falltür hob sich und Télémaque erschien wie ein unterirdischer, aber gutmütiger Geist. Er lachte zwischen zwei Bierflaschen, die er rasch entkorken wollte, um sie den beiden Soldaten an ihrem einen Tisch zu bringen. Remi jedoch packte

den verblüfften Télémaque heftig an seiner weißen Weste und zerrte ihn zur Türschwelle.
„Télémaque, kennen Sie diesen alten Herren?" fragte er, indem er mit dem Finger auf den gebeugten Rücken des alten Mannes wies.
Der Schwarze, der die beiden Flaschen an seine Brust preßte, erwiderte unter lautem Gelächter:
„Gewiß, Mouché Remi. Das ist ja mein Hausherr. Er heißt Mouché Sarriette. Ich will ihn bitten, in meinem Speicher verschiedene Reparaturen machen zu lassen."
Remi sagte hastig, ohne die Weste des Schankwirts loszulassen:
„Télémaque, verlangen Sie keine Reparaturen von diesem alten Herren."
Dann fügte er in fast drohenden Ton hinzu:
„Zahlen Sie auch Ihre Miete, Télémaque?"
Aber wie konnte man nur annehmen, daß der Schankwirt, der seit einundzwanzig Jahren in demselben Hause wohnte, seine Miete nicht zahlte?
Dann erfuhr Remi, daß Herr Sarriette für sehr wohlhabend galt, den größten Teil des Jahres in der Normandie verbrachte, wo er Ländereien besaß, und von allen öffentlichen Denkmälern mit seinem Regenschirm das Maß nahm.
Der begeisterte Jüngling rief:
„Télémaque, ich werde Ihr Portrait malen. Ich werde Sie als General malen mit vier Epauletten, in prächtiger Uniform, einen Hut mit roten Federn auf dem Kopf."
Aber der Schwarze setzte eine ernste und betrübte Miene auf:

„So wäre es sehr schön, Mouché Remi," sagte er. „Aber man darf das nicht machen, des Kaisers wegen, er sich würde ärgern. Er hat sich versteckt. Sie werden mich in einem schwarzen Anzug malen, und Sie werden drei Diamanten an meinem Hemd anbringen."

Remi stieg die Avenue von Saint-Germain hinab, und er, der doch sonst nie über etwas nachdachte und über nichts, was in ihm oder um ihm herum vorging, erstaunt war, fragte sich — warum es ihn denn so ergriffen hatte, den alten Freund seiner beiden Nachbarinnen vorübergehen zu sehen.



Lange hatte der Moralist Branchut über den perlgrauen Brief, die Dreikönigsnacht und das Rendezvous am Brunnen nachgedacht, bis er den eigenartigen Zusammenhang dieser Ereignisse fand. Er lechzte nun nicht mehr nach dem Blut des jungen Sainte-Lucie, ja es kam so weit, daß in dem Geist des Philosophen der Kreole mit diesen denkwürdigen Ereignissen überhaupt nichts zu schaffen hatte. Allein mit der Hilfe innerlichsten Gefühles gelang es Branchut, die Wahrheit über sein Abenteuer zu erfahren.

Voll Verachtung gegen die Behauptungen des Kreolen, der sich offen brüstete, den perlgrauen Brief verfaßt zu haben, wußte er mit der tiefen Gewißheit der Intuition, daß dieser Brief von einer wundervollen aber verzweifelten Frau geschrieben worden war, von einem seltenen, auserlesenen Wesen. Durch eine Reihe von Induktionen, deren nur die Gehirnwindungen eines Metaphysikers fähig waren, führte der Moralist den einwandfreien Beweis, daß diese Frau eine dänische Prinzessin war, daß sie Vranga hieß und daß sie, geschmückt mit Gewändern voll seltsam melancholischer Stimmung, zu dem Brunnen der vier Bischöfe eilen wollte, jedoch plötzlich in ihrem Boudoir tot hingefallen war, inmitten

ihrer tropischen Pflanzen, deren Duft – das Symbol ihrer Liebe zu Brandhut – köstlich aber todbringend war.
Als Brandhut sich dieser stubilen und traurigen Tatsachen durch subjektive Prüfung und innerliche Erforschung bewußt wurde, teilte er sie seinem Freunde Labanne mit, der durchaus nichts Außergewöhnliches dabei fand.
Den sukzessiven Entdeckungen zufolge, die Brandhut über die Prinzessin Vranga machte, verfiel er einer überschwenglichen Trauer.
„Ich muß durch außergewöhnliche Qualen sühnen," sagte er, „ich muß es sühnen, daß ich den Tod dieses Ausnahmewesens verursacht habe, das edel war wie ein Rassepferd und klug wie Hypatia."
Schmerzliche Zuckungen liefen über seine ausdrucksvolle Nase. Vranga war sein einziger Verkehr. Er lebte nur mit der Toten. In seiner Verzweiflung vergaß er, von Labanne Kleider zu entlehnen. In seine Pferdedecke wie in ein Bartuch gehüllt, irrte er voll stolzer Melancholie auf dem Boulevard Saint-Michel umher.
„Ich trage Trauer, wie Sie sehen," sagte er zu den Freunden, die ihn anhielten.
Und er wies nach seinem Haupt, wo ein Tuch, das wohl ein Trauerflor sein sollte, um die Reste eines Hutes gewunden war.
Während nun der Philosoph Brandhut um die Prinzessin Vranga trauerte, bezeugte Sainte-Lucie der Wirtin des ‚Dürren Katers' eine stets wachsende Gleichgültigkeit. Er wagte sich nie mehr allein in diese Gaststätte und vermied es, sich von seinen Gefährten auch nur zu entfernen, um etwa von

einem Tisch in der Nähe des Wasserhahns, an dem Virginia unaufhörlich ihre Gläser spülte, die Streichhölzer zu holen.
Er wurde ernsthaft und malte mit großem Eifer. Übrigens arbeitete jetzt in Labannes Atelier ein vierschrötiger, muskulöser Kerl; die Ärmel aufgekrempelt und das Hemd über der zottigen Brust weit geöffnet, malte er den ganzen Tag mit Feuereifer und ohne ein Wort zu sprechen. Sein erdfahler, ausgemergelter, von einem ungepflegten Bart umrahmter Bauernkopf drückte nicht das geringste Gefühl aus; die runden Augen schauten immer, doch ließen sie nie etwas sehen. Es war Potrel; jener Potrel, über dessen Undankbarkeit Virginia öffentlich klagte. Aus Fontainebleau zurückgekehrt, wo er zwei Jahre fleißig gemalt hatte, arbeitete er jetzt bei Labanne, bis das Atelier frei wurde, das er am Montmartre gemietet hatte.
Potrel sprach wenig und schlecht. Über seine Leinwand gebeugt, die Palette in der Hand und mit blinzelnden Augen, gab er auf Labannes Theorien stets nur die eine Antwort: „Schon möglich." Eines Tages sagte Labanne zu ihm:
„Da das Absolute nicht realisierbar ist, kann der Künstler nie die absolute Schönheit verwirklichen."
„Schon möglich," erwiderte Potrel.
Und er malte weiter.
Er ließ ein Modell kommen, einen prachtvollen kleinen Italiener, einen weinerlichen Schelm, der seinen Tabak stahl. Sainte-Lucie hatte jetzt Gelegenheit, sich im Aktzeichnen zu versuchen. Wenn Potrel von seinem Schemel aufstand um seine erstarrten Glieder zu recken, gab er Remi einige knappe, deutliche Anweisungen und ging dann gleich wieder an sein Werk.





Eines Morgens jedoch kratzte er sich den Bart und kaute an seinen Fingernägeln.

Remi fragte ihn, warum er nicht arbeite. Potrel streckte die Hand in der Richtung des Fensters aus und sagte:

„Dieses verfluchte Spielzeug hindert mich am Malen."

Das Spielzeug war nichts anderes als die Sonne, die eine blendende Helligkeit im Atelier verbreitete.

Potrel aß viel. Er ging in die Kutscherkneipen. Kam Remi auf den „Dürren Kater" zu sprechen, so begnügte Potrel sich mit einem Lächeln. Eines Tages jedoch fragte er, ob Virginia noch immer so schöne Formen hätte. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Remi endlich, Potrel eines Abends in die Gaststätte der Rue Saint Jacques zu schleifen. Virginia, rot wie eine Pfingstrose, brachte dem Undankbaren ein Stück Schinken.

„Essen Sie nur, Herr Potrel," sagte sie. „Er ist gut, er ist zart. Sehen Sie, das Fett ist ganz weiß. Sie trinken nicht? Versuchen Sie dieses Bier; ich habe es letzten Monat auf Flaschen gefüllt. Früher haben Sie gerne Bier getrunken."

Potrel aß und trank, indessen Virginia, von einem seraphischen Lächeln verklärt, neben seinem Stuhl stand und bei jedem Bissen, den dieser schweigsame und robuste Mann aß, in Extase geriet.

Remi verließ die Gastwirtschaft, ohne daß Virginia es beachtete.

Und er atmete erleichtert auf, wie ein Mann, dem eine große Last vom Herzen gefallen ist.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] sich auf ihren Hinterbeinen und wohnte ernsthaft dieser Zeremonie bei.

Eines Tages ließ sie es sich einfallen, an der noch frischen Farbe des Portraits zu lecken. Der hierdurch entstandene Schaden war jedoch bald wieder ausgebessert.



Einen Augenblick lang bedauerte Télémaque, daß nicht auch Olivette im roten Schal neben ihm auf der Leinwand zu sehen war. Aber er fand sich damit ab und tanzte von neuem die Kalenda.

Beim Aufstehen dachte Remi daran, daß er Tags zuvor das Portrait des Generals Télémaque vollendet hatte und daß es, in seiner Art, doch eine hervorragende Arbeit war. Mit Vergnügen sah er in dem Rahmen des gegenüberliegenden Fensters die beiden kleinen Hände die Klaviertasten bearbeiten; sie waren nicht mehr rot und ihr Spiel schien viel weicher. Aber er bemerkte, daß der Kronleuchter von einer Musselinhülle umschlossen war und daß in der sonst so friedlichen Wohnung ein großes Durcheinander herrschte.

Die kleinen Hände schlossen das Klavier, verschwanden, dann erschienen sie wieder mit Saffiantaschen und Hutschachteln. Remi, der ein wichtiges Ereignis nahen fühlte, harrte auf seinem Beobachtungsposten aus und spähte auch nach den Zugängen des Platzes.

Nachdem er zwei Stunden Posten gestanden hatte, sah er den Hausmeister beladen mit einer Pyramide von Koffern und Schachteln. Ein Mietwagen hielt vor der Tür und das Dienstmädchen von Frau Lourmel türmte noch weitere Reisetaschen und Schachteln in dem Wagen auf.

Da packte Remi seinen Malkasten, leerte den Inhalt der Geldschublade seines Schreibtischs in seine Taschen und stürzte barhaupt, in Hausjoppe und Pantoffeln, über die Treppen hinab und auf die Straße. Er hielt eine vorbeifahrende Droschke an und rief dem erstaunten Kutscher zu, er solle dem Wagen folgen, in dem er soeben den Saum eines Rockes hatte verschwinden sehen und der sich schon unter seiner schwankenden Pyramide in Bewegung setzte.

Die beiden Wagen durchquerten Paris und hielten, einer hinter dem andern, im Hof des Bahnhofs Saint-Lazare. Remi folgte den beiden Damen; in seinem Hausgewand stieg er auf ihren Spuren die Stufen des Bahnhofs empor. Fräulein Lourmel wandte den Kopf, um sich diesen sonderbaren Reisenden anzusehen, den sie wieder erkannte. Sie sah ihn mit einem Staunen an, das zugleich auch Spott und Bewunderung ausdrückte. Er gesellte sich zu Frau Lourmel an den Schalter, hörte, wie sie zwei Billetts nach Avranches verlangte, nahm hierauf gleichfalls ein Billett nach Avranches und seufzte

erleichtert auf. Es war zwölf Minuten nach vier, der Zug sollte um vier Uhr fünfunddreißig abfahren. Frau Lourmel ging mit ihrer Tochter das Gepäck aufgeben. Remi brauchte in dieser Hinsicht keine Formalitäten zu erfüllen, aber er mußte noch einige nützliche Einkäufe erledigen. Er lief zu einem Kleiderhändler der Rue Pépiniere, nahm wahllos zwei, drei Anzüge und bezahlte den Händler, der nicht übel Lust hatte, diesen sonderbaren Kunden festnehmen zu lassen. Aber Remi stieß jetzt einen verzweifelten Schrei aus:

„Schuhe!" rief er, „Ich brauche Schuhe!"

Der Händler, ein schöner Israelit mit einem Ziegenbockkopf und zuvorkommenden Mund, aber unerbittlichen Augen, erwiderte kalt, daß er den „Artikel Schuhe nicht führe".

„Geben Sie mir Ihre Schuhe!" schrie Remi verzweifelt.

Aber der Israelit, der immer unruhiger wurde, machte eine so finstere Miene, daß Remi in seinen Pantoffeln mit den Anzügen davonlief. Er zog einen unterwegs im Gewühl der Straße an. In einem der nächsten Geschäfte riß er im Vorbeilaufen einen Hut vom Haken und bezahlte ihn. Es war vier Uhr siebenundzwanzig. Remi stürzte zum Bahnhof und betrat um vier Uhr zweiunddreißig den Wartesaal, der vielleicht noch nie einen Reisenden in Pantoffeln gesehen hatte.

Zwei veilchenblaue Augen, die ihn bei seinem Eintritt willkommen hießen, schienen ihm zu sagen: „Wir haben Sie erwartet. Sie sehen ja recht sonderbar aus mit Ihrem braunen Teint, ihrem schief sitzenden neuen Anzug und Ihren Morgenschuhen. Aber wir fürchten uns nicht vor Ihnen

und sind nicht gekränkt. Sie scheinen gutmütig zu sein und haben ein kühnes Aussehen, das uns nicht mißfällt. Mehr haben wir Ihnen nicht zu sagen. In allem übrigen wenden Sie sich an Mama."

War dies die Sprache der beiden Veilchenaugen, so verrieten die Blicke von Frau Lourmel jene Art Unruhe, die man an jeder Henne sehen kann, wenn man einem ihrer Küken Krümchen streut, um es zu locken.

Remi, voller Taktgefühl, ließ Mutter und Tochter allein in ihrem Abteil und suchte sich einen Platz am anderen Ende des Zuges. Als er auf seiner Bank saß, fragte er sich zu allererst, wo, wann und wie er sich Schuhe kaufen könnte, dann zählte er sein Geld nach, und als er noch einundzwanzig Franks und fünfunddreißig Centims vorfand, war er ganz beruhigt. Schließlich fragte er sich, ob er nicht am Ende gar in Fräulein Lourmel verliebt sei.

Acht Tage nach Remis Abreise wurde Herr Godet-Laterrasse plötzlich von einem pädagogischen Eifer erfaßt.

Er begab sich – den Tacitus in der Tasche – nach dem Hotel der Rue des Feuillantines. Dort erfuhr er, daß sein Schüler verschwunden sei.

Eine Wolke glitt über seine Stirn, diese erhabene Stirn, die, wäre sie ein Spiegel gewesen, nur den blauen Himmel gespiegelt hätte, die Möwen des Stillen Ozeans und die Gestirne beider Welten. Höhere Geister werden häufiger als gewöhnliche Sterbliche mit Vorahnungen begnadet. Herr Godet-Laterresse hatte eine Vorahnung. Deshalb begab er sich – einer alten Feindschaft entsagend – zum Atelier von Labanne.

Der Bildhauer, der keine Ahnung von Zeit und Raum hatte, konnte ihm nichts sagen. Er führte ihn aber zu ihrer gemeinsamen Nährmutter, Virginia, die das Verschwinden des jungen Sainte-Lucie auf einen Kummer schob, über dessen Art sie sich nicht aussprechen wollte. Sie ließ jedoch durchblicken, daß sie jenem Ereignis nicht ganz fern stehe. Sollte, wie sie fürchtete, Herr Sainte-Lucie, einem Liebeskummer zum Opfer gefallen sein, so täte es ihr außerordentlich leid. Aber man kann doch nicht jedermann zufrieden stellen, wenn

man nicht eine Frau ist wie leider so viele andere. Sie habe nichts getan, was Herrn Remi ein Recht gegeben hätte, auf Herrn Potrel eifersüchtig zu sein. Sie schloß mit der Erklärung, daß sie eine anständige Frau sei und sich nichts vorzuwerfen habe; dann rief sie das Bildnis des Dürren Katers zum Zeugen ihrer Unschuld an und kehrte in das Dunkel zu ihren Gläsern zurück, wo sie die gewohnte Arbeit des Spülens wieder aufnahm.

Herr Godet-Laterrasse stieg sorgenvoll auf die Höhen des Montmartre zurück.

Am nächsten Morgen fuhr er auf einem Omnibusverdeck wieder hinab und begab sich in das Atelier, das er zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen erkoren hatte. Dort traf er den Moralisten Branchut, der, in seine Decke gehüllt, eine Abhandlung über die Liebe schrieb. Ganz von seinem Gegenstand erfüllt, legte Branchut sogleich los.

„Eine absolute Liebe gibt es nur zwischen zwei Wesen, die sich nie gesehen haben. Nur bei ewiger Trennung ist die Harmonie zweier Seelen vollkommen. Einsamkeit ist die notwendige Bedingung für die letzte große Leidenschaft."

Herr Godet-Laterrasse widerstand der Versuchung eines Wortgefechtes in diesen erhabenen Regionen. Er fragte den Moralisten, ob er Sainte-Lucie gesehen habe.

Branchut hatte keine Ahnung vom Verschwinden des Kreolen. Im Gehirn des Philosophen blitzte eine untrügliche Intuition auf. In einem einzigen Augenblick wurden ihm viele Dinge enthüllt. Seiner Überzeugung nach stand dieses Verschwinden in innigstem Zusammenhang mit dem Tode der Prinzessin

Branga. Das schmachvolle Verhalten des Herrn Sainte-Lucie bei dem beklagenswerten und poetischen Hinscheiden der Prinzessin hatte – nach dem Dafürhalten des Moralisten – ewige Reue in der Seele des jungen Mannes hinterlassen, der nur dem Anschein nach leichtfertig, in Wirklichkeit jedoch gewissenlos war.

„Es war notwendig, daß die Prinzessin Branga starb," fügte der Philosoph mit gelassener Heiterkeit hinzu. „Sie mußte sterben, damit die Liebe, die sie zu mir gefaßt hatte, sich im Absoluten realisieren konnte. Dadurch aber, daß er wiederholt die Briefe abfing, die die Prinzessin an mich schrieb und deren Inhalt ich durch Intuition festgestellt habe, und durch seine teuflische Ironie, mit der er nur ihren letzten Brief in meine Hände gelangen ließ, hat Herr Sainte-Lucie ein Verbrechen begangen, das ihn sehr wahrscheinlich zum Selbstmord geführt hat."

Also sprach Branchut mit zuckender Nase und blutunterlaufenen, verstörten Augen in dem fahlen, rotgefleckten Gesicht.

Noch rechtzeitig kehrte Labanne zurück; er führte den verzweifelten Mentor, der mit seinem Regenschirm ganz sinnlos in der Luft herumfuchtelte, auf die Straße.

„Mein armer Moralist!" sagte Labanne, „nie war er von erhabeneren Gedanken erfüllt. Ein Körnchen Phosphor in seinem Gehirn – und er wäre ein Genie! Aber es sind zwei Körnchen geworden. Das ist sein Unglück."

Es fiel Labanne ein, daß Sainte-Lucie voller Begeisterung von einem schwarzen General gesprochen hatte, einem Schankwirt in Courbevoie. Der Bildhauer meinte, dieser Neger



Eines Morgens jedoch kratzte er sich den Bart und kaute an seinen Fingernägeln.

Remi fragte ihn, warum er nicht arbeite. Potrel streckte die Hand in der Richtung des Fensters aus und sagte:

„Dieses verfluchte Spielzeug hindert mich am Malen."

Das Spielzeug war nichts anderes als die Sonne, die eine blendende Helligkeit im Atelier verbreitete.

Potrel aß viel. Er ging in die Kutscherkneipen. Kam Remi auf den „Dürren Kater" zu sprechen, so begnügte Potrel sich mit einem Lächeln. Eines Tages jedoch fragte er, ob Virginia noch immer so schöne Formen hätte. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Remi endlich, Potrel eines Abends in die Gaststätte der Rue Saint Jacques zu schleifen. Virginia, rot wie eine Pfingstrose, brachte dem Undankbaren ein Stück Schinken.

„Essen Sie nur, Herr Potrel," sagte sie. „Er ist gut, er ist zart. Sehen Sie, das Fett ist ganz weiß. Sie trinken nicht? Versuchen Sie dieses Bier; ich habe es letzten Monat auf Flaschen gefüllt. Früher haben Sie gerne Bier getrunken."

Potrel aß und trank, indessen Virginia, von einem seraphischen Lächeln verklärt, neben seinem Stuhl stand und bei jedem Bissen, den dieser schweigsame und robuste Mann aß, in Ekstase geriet.

Remi verließ die Gastwirtschaft, ohne daß Virginia es beachtete.

Und er atmete erleichtert auf, wie ein Mann, dem eine große Last vom Herzen gefallen ist.

Auf dem Heimweg traf er den Portier vom Hause der beiden Damen, der in die Weinkneipe ging, und sah die Hausmeisterin in ziemlicher Entfernung mit der Obsthändlerin schwatzen. Ein plötzlicher Einfall durchzuckte ihn; er betrat die vereinsamte Hausmeisterloge, um zu sehen, ob er dort nicht den Namen der Damen des vierten Stockes entdecken könnte. Auf dem Briefgestell fand er die Aufschrift: Frau Lourmel, Rentnerin. Tags darauf sah er von seinem Fenster Fräulein Lourmel, als sie den Vögeln in einem kleinen Porzellannapf Trinkwasser einfüllte. Ohne es zu wollen, betrachtete er sie mit lebhafter, warmer Sympathie. Sie sah ihn und wandte nur langsam ihren naiven, beherzten Blick von ihm ab. Er bemerkte, daß sie kein Kind mehr war, und daß sie hübsch aussah.

In jener Zeit ging er jede Woche einigemal nach Courbevoie. Télémaques Portrait machte gute Fortschritte. Es war ein sehr schlechtes Portrait. Aber Télémaque war begeistert. Am Abend, sobald seine Schankwirtschaft geschlossen war, stellte er das Portrait auf einen Tisch zwischen zwei Kerzen und tanzte die Kalenda, oder summte mit sanfter, näselnder Stimme:

Canga do ki la,
Canga li.

Miragoane saß auf ihren Hinterbeinen und wohnte ernsthaft dieser Zeremonie bei.

Eines Tages ließ sie es sich einfallen, an der noch frischen Nase des Portraits zu lecken. Der hierdurch entstandene Schaden war jedoch bald wieder ausgebessert.



Einen Augenblick lang bedauerte Télémaque, daß nicht auch Olivette im roten Schal neben ihm auf der Leinwand zu sehen war. Aber er fand sich damit ab und tanzte von neuem die Kalenda.

Beim Aufstehen dachte Remi daran, daß er Tags zuvor das Portrait des Generals Télémaque vollendet hatte und daß es, in seiner Art, doch eine hervorragende Arbeit war. Mit Vergnügen sah er in dem Rahmen des gegenüberliegenden Fensters die beiden kleinen Hände die Klaviertasten bearbeiten; sie waren nicht mehr rot und ihr Spiel schien viel weicher. Aber er bemerkte, daß der Kronleuchter von einer Musselinhülle umschlossen war und daß in der sonst so friedlichen Wohnung ein großes Durcheinander herrschte.

Die kleinen Hände schlossen das Klavier, verschwanden, dann erschienen sie wieder mit Saffiantaschen und Hutschachteln. Remi, der ein wichtiges Ereignis nahen fühlte, harrte auf seinem Beobachtungsposten aus und spähte auch nach den Zugängen des Platzes.

Nachdem er zwei Stunden Posten gestanden hatte, sah er den Hausmeister beladen mit einer Pyramide von Koffern und Schachteln. Ein Mietwagen hielt vor der Tür und das Dienstmädchen von Frau Lourmel türmte noch weitere Reisetaschen und Schachteln in dem Wagen auf.

Da packte Remi seinen Malkasten, leerte den Inhalt der Geldschublade seines Schreibtischs in seine Taschen und stürzte barhaupt, in Hausjoppe und Pantoffeln, über die Treppen hinab und auf die Straße. Er hielt eine vorbeifahrende Droschke an und rief dem erstaunten Kutscher zu, er solle dem Wagen folgen, in dem er soeben den Saum eines Rockes hatte verschwinden sehen und der sich schon unter seiner schwankenden Pyramide in Bewegung setzte.

Die beiden Wagen durchquerten Paris und hielten, einer hinter dem andern, im Hof des Bahnhofs Saint-Lazare. Remi folgte den beiden Damen; in seinem Hausgewand stieg er auf ihren Spuren die Stufen des Bahnhofs empor. Fräulein Lourmel wandte den Kopf, um sich diesen sonderbaren Reisenden anzusehen, den sie wieder erkannte. Sie sah ihn mit einem Staunen an, das zugleich auch Spott und Bewunderung ausdrückte. Er gesellte sich zu Frau Lourmel an den Schalter, hörte, wie sie zwei Billetts nach Avranches verlangte, nahm hierauf gleichfalls ein Billett nach Avranches und seufzte

erleichtert auf. Es war zwölf Minuten nach vier, der Zug sollte um vier Uhr fünfunddreißig abfahren. Frau Lourmel ging mit ihrer Tochter das Gepäck aufgeben. Remi brauchte in dieser Hinsicht keine Formalitäten zu erfüllen, aber er mußte noch einige nützliche Einkäufe erledigen. Er lief zu einem Kleiderhändler der Rue Pépiniere, nahm wahllos zwei, drei Anzüge und bezahlte den Händler, der nicht übel Lust hatte, diesen sonderbaren Kunden festnehmen zu lassen. Aber Remi stieß jetzt einen verzweifelten Schrei aus:

„Schuhe!" rief er, „Ich brauche Schuhe!"

Der Händler, ein schöner Israelit mit einem Ziegenbockkopf und zuvorkommenden Mund, aber unerbittlichen Augen, erwiderte kalt, daß er den „Artikel Schuhe nicht führe".

„Geben Sie mir Ihre Schuhe!" schrie Remi verzweifelt.

Aber der Israelit, der immer unruhiger wurde, machte eine so finstere Miene, daß Remi in seinen Pantoffeln mit den Anzügen davonlief. Er zog einen unterwegs im Gewühl der Straße an. In einem der nächsten Geschäfte riß er im Vorbeilaufen einen Hut vom Haken und bezahlte ihn. Es war vier Uhr siebenundzwanzig. Remi stürzte zum Bahnhof und betrat um vier Uhr zweiunddreißig den Wartesaal, der vielleicht noch nie einen Reisenden in Pantoffeln gesehen hatte.

Zwei veilchenblaue Augen, die ihn bei seinem Eintritt willkommen hießen, schienen ihm zu sagen: „Wir haben Sie erwartet. Sie sehen ja recht sonderbar aus mit Ihrem braunen Teint, ihrem schief sitzenden neuen Anzug und Ihren Morgenschuhen. Aber wir fürchten uns nicht vor Ihnen

damit beschäftigt, alle Mauern der Abtei des Mont Saint-Michel zu messen. Aus einer mir eigentümlichen Gewohnheit habe ich mich meines Regenschirms bedient, um die Maße zu nehmen. Die Wälle sind im Querschnitt zweiundsiebzig Regenschirme hoch; die Säulen des Kirchenschiffs sind nicht weniger als siebenunddreißig Regenschirme, drei Griffe und zwei Zwingen lang."

Herr Sarriette war entzückt, als er erfuhr, daß Remi Maler war. Sie verabredeten, die ganze Umgegend von Avranches gemeinsam zu erforschen. Herr Sarriette sollte die historischen Denkmäler messen und Remi dieselben skizzieren.

„Bitte, stellen Sie mich Frau Lourmel vor," sagte Remi.

Der alte Herr stellte vor: „Herr Remi Sainte-Lucie, Sohn des einstigen Ministers von Haiti," und Remi verneigte sich vor Frau Lourmel, die vor Überraschung stumm blieb, und vor dem jungen Mädchen, dessen Veilchenaugen sich weit öffneten, indes ihr Mund lächelte.

Am Abend desselben Tages lehnte Frau Lourmel mit ihrer Tochter am Fenster; sie atmeten die salzgetränkte Luft ein und blickten nach dem Mond, der aus dem glitzernden Meere auftauchte.

„Aber mein Kind," sagte Frau Lourmel, „wir wissen nichts über seine Familie, über seine Vermögensverhältnisse, über seinen Lebenswandel."

„Aber Mama, ich liebe ihn," rief das junge Mädchen in kühner Unschuld.

„Wie kannst du das sagen, Johanna?" erwiderte die Mutter. „Du kennst ihn doch nicht."

Und Johanna, deren schöne Augen in schelmischer Zärtlichkeit erglänzten, erwiderte: „Mama, ich kenne ihn nicht, aber ich habe ihn wieder erkannt."



Herr Alidor Sainte-Lucie, der seit zwölf Stunden in Paris weilte, hatte seinen Sohn noch nicht gesehen. Vergeblich hatte er am Bahnhof nach ihm Ausschau gehalten, vergeblich im Hotel auf ihn gewartet. Dieses Fernbleiben kränkte ihn; seine von der langen Reise erschütterten Nerven verspürten noch auf der friedlichen Hotelmatratze das Stampfen des Dampfers und das Rütteln des Schnellzuges. Unzufrieden wachte er auf. Das sonderliche Unbehagen, das auf seinen Gliedern lastete, quälte auch sein Gehirn.

In eine Droschke zurückgelehnt, die über die Pflastersteine der steilen Straßen ratterte, dachte er – schlecht gelaunt – über die Erziehung seines Sohnes nach, die Herr Godet-Laterrasse so energielos leitete. Vier Jahre waren verflossen, und Remi hatte das Baccalaureat immer noch nicht bestanden. Herr Sainte-Lucie hatte ein anderes Resultat erwartet, als er einen armen, aber überlegenen Menschen zum Mentor erwählte. Er hatte sich mehr von Herrn Godet-Laterrasse versprochen, der in den politisierenden Kaffees so beredt und so unerschütterlich war. Die Briefe, die er von dem Mentor erhielt, hatten ihn wegen ihre nichtssagende Hohlheit geärgert. Jetzt war er außerdem noch wütend auf Remi, weil dieser nicht an den Bahnhof gekommen war, den Vater zu umarmen und abzuholen, wie es sich gebührte. Der Duft von

gebratenem Fisch reizte seine Geruchsnerven. Langsam stieg die Droschke die Anhöhe hinan, von einem mageren Gaul gezogen, der Kopf und Zunge hängen ließ und seinen Rücken ruhig der Peitsche darbot. Endlich hielt der Kutscher, ohne einen Ton verlauten zu lassen. Vor dem Wagenschlag stiegen die hundertsechzig Stufen der Passage Cotin zu steiler Höhe an. Herr Alidor verließ den Wagen und gab dem Kutscher ein Fünffrankstück. Der Kutscher, ein riesenhafter, staubbedeckter Kerl mit finnigem Gesicht, steckte das Geldstück zwischen die Zähne, ohne einen Ton zu sagen. Dann begann eine lange stumme Szene. Langsam bewegte der Kutscher seinen ungeheuren Körper auf dem Sitz, wühlte in einer seiner vielen Taschen, zog einen Beutel halb hervor, hielt inne, um den unruhig gewordenen Gaul zu besänftigen, erforschte eine andere Tasche, fuhr einige Schritte weiter, um einem Lastwagen auszuweichen, dem er gar nicht im Wege war, kehrte die Taschen seiner roten Weste um und wies schließlich dem aufgebrachten Passagier sieben Sous vor. Das war alles, was er herausgeben konnte. Er hatte kein Kleingeld. Herr Alidor kehrte ihm wutschnaubend den Rücken und hörte noch, wie jener schimpfend auf sein Pferd lospeitschte.
Die tadellosen Lackschuhe kamen auf den klaffenden Steinen der Passage Cotin zu Schaden. Stufe für Stufe stiegen sie den steilen Pfad hinan, der an diesem Hochsommertag denkbar widerwärtige, verpestete Dünste ausströmte. Schließlich, nachdem er noch auf den glitschigen Stufen der Haustreppe ausgeglitten war, zog Herr Alidor an dem Glockenstrang, der über der vermoderten Türe hing. Nach einer ziemlich langen

Stille öffnete sich die Tür ein wenig und ließ einen Kopf sehen, der mit einem bunten, halbseidenen Tuch umwickelt war. Jäh aus seinem Schlaf gerissen, war der höhere Mensch in aller Eile in eine Hose gefahren, die ein uralter, abbröckelnder Schmutz bedeckte. Feuchter Tabaksdunst lag schwer über dem Zimmer. Ein grünliches, vielfach gebrochenes Tageslicht drang mühselig durch die schmutzigen Scheiben. An den Wänden staken politische Karikaturen auf Stecknadeln. Der Waschtisch war mit zerfetzten und schmierigen Büchern beladen. Ein Stück Seife, ein Kamm und ein halbes Brötchen lagen neben Manuskripten und Wörterbüchern auf dem Schreibtisch. Dieses schmachvolle Elend offenbarte eine solche Gewöhnung an Unordnung und Faulheit, daß Herr Sainte-Lucie nach einem einzigen Blick über dieses Zimmer den Mentor besser kannte, als wenn er ihn zwanzig Jahre hindurch von Kaffeehaus zu Kaffeehaus begleitet hätte. Der unglückliche Kreole bemühte sich, durch eine würdige Haltung die Schmach seiner Wohnung auszumerzen.

„Entschuldigen Sie," sagte er zu dem einstigen Minister, „daß ich Sie in der Unordnung der Zelle eines modernen Anachoreten empfangen muß."

Sich aufrichtend, fügte er hinzu:

„Wir sind die Benediktiner des 19. Jahrhunderts!"

Und verstohlen ließ er Kamm und Brotreste, die seinen Arbeitstisch entwürdigten, in seinen Taschen verschwinden.

Herr Sainte-Lucie hätte in seinem Innersten erkennen müssen, daß er sich selbst getäuscht hatte, — daß er nicht getäuscht worden war.

Wie hätte wohl auch Herr Godet-Laterrasse jemanden täuschen können? Dieser dreckige Schlucker war erbarmungswürdig. Aber wenn es ein Gefühl gab, das Herrn Alidors Seele fremd war, so war es das Mitleid. Er konnte nur sich selbst verantwortlich machen, und das verzieh er dem unschuldigen Mentor am allerwenigsten. Vor Wut biß er die Lippen zusammen und seine Blicke wurden finster. Bald aber empfand er es als besonderen Genuß sich zu verstellen. Der starke Mann gab seiner Stimme einen sanften, fast schmeichlerischen Tonfall, um zu sagen:

„Mein lieber Godet, entschuldigen Sie, daß ich Sie so im Bett überrumpelt habe. (Welch einen Blick warf er auf jenes Möbel, das er höflicherweise ein Bett nannte!) Mein erster Besuch galt Ihnen. Wir wollen Remi überraschen, dem ich meine Ankunft mitteilte, der sich aber nicht weiter darum bekümmert hat. Ich will ihm ordentlich die Wahrheit sagen."

Bei diesen Worten schüttelte ein Schauer des Entsetzens den Mentor, der, so hoch er auch den Kopf zurückwarf, immer über sich das rätselvolle Antlitz des Mulatten sah.

Er versuchte ein Lächeln und stammelte, er habe Remi für diesen Tag beurlaubt, der Student werde sicherlich einen Ausflug gemacht haben.

Der Unglückliche hatte nur einen Tag gewonnen. Er verbrachte ihn mit vergeblichem Suchen, das ihn völlig erschöpfte. Am nächsten Morgen, um acht Uhr, erschien Herr Sainte-Lucie wieder in der Zelle, die der Benediktiner des 19. Jahrhunderts ein wenig in Ordnung gebracht hatte. Er selbst erwartete Herrn Sainte-Lucie in weißer Krawatte und mit jenem stoischen

Ausdruck, der ihm bei allen Zeremonien ein so bemerkenswertes Aussehen verlieh. Es quälte ihn nicht allein die Furcht vor dem einstigen Minister des Kaisers Soulouque. Sein geringer Kredit in der Wirtschaft der Impasse du Baigneur war erschöpft, und da er nur noch zwanzig Sous besaß, verzweifelte er an einem Ausweg. In die zweihundert Franks, die er jeden Monat am haitischen Konsulat erhob, wurde regelmäßig eine starke Bresche geschlagen durch die Anzahlungen, die er den verschiedenen Lieferanten machte. Denn er war ehrlich. Der Rest dieser Summe verblieb nie lang in seinen Händen. Gold auszustreuen war seine Lieblingsgeste.

Er folgte Herrn Sainte-Lucie in einem Übermaß von Unruhe, das ihn betäubte, blendete, vernichtete und allmählich sich in Gleichgültigkeit wandelte. Durch Herrn Alidors Stimme, die dem Kutscher Remis Adresse nannte, aus diesem Taumel aufgeschreckt, versuchte er, noch einige Stunden Zeit zu gewinnen.

„Lieber Herr Sainte-Lucie," sagte er, „wir können nicht damit rechnen, Remi jetzt anzutreffen; er wird erst nachmittags, zur gewohnten Stunde, zu Hause sein."

Der mißtrauische Mulatte hegte den Verdacht, daß man ihm etwas verheimlichte. Es bereitete ihm beinahe Vergnügen, jede Verfehlung in seinem Gedächtnis zu notieren, und voll heuchlerischer Gutmütigkeit erwiderte er:

„Wohlan, gehen wir also frühstücken. Sie werden hungrig sein, Herr Godet."

Sie frühstückten in einem Kaffee am Boulevard. Der Mentor konnte nicht essen und beobachtete mit Entsetzen, wie der riesenhafte Mulatte diese ungeheueren Fleischmassen verschlang, die

ihn bei Kräften erhielten. Noch nie war ihm dieser Mann so groß und mächtig erschienen. Aus den Manschetten, die mit goldenen Knöpfen geschlossen waren, ragten riesige Arme und bronzene Muskeln hervor. Herr Alidor Sainte-Lucie sprach mit fast kindlicher Sanftmut. Die vertrauensvoll gesenkten Wimpern milderten das Funkeln der grausamen Augen. Und dieses Vertrauen erhöhte noch das Entsetzen des Mentors. Mit Zigarren und Likör wurde das Frühstück in die Länge gezogen.

Aber schließlich nahm es doch ein Ende. Und der Wagen, den ein Kellner herbeigeholt hatte, brachte Vater und Mentor nach der Rue des Feuillantines.

Herr Godet-Laterrasse hoffte auf ein Wunder. Er erwartete fast, daß eine gütige Vorsehung hätte Remi in sein Zimmer zurückgeführt und sie fänden ihn in seinen Tacitus vertieft.

Die Begrüßung der Hotelwirtin war vernichtend.

„Herr Remi ist nicht zurückgekehrt," sagte sie. „Man muß die Polizei verständigen."

Herr Alidor kreuzte die Arme und wandte sich zum Mentor. Sein mattbraunes Antlitz veränderte sich nicht, doch seine Lippen waren weiß und die Augen blutunterlaufen. Mit zusammengepreßten Zähnen und tiefen Kehllauten fragte er:

„Wo ist er? Sie haften mir für ihn!"

Dann streckte er seine kräftige Hand aus und packte den Arm des Mentors. Da sich kein Schlund auftat, um ihn hier, vor dem Hotelbureau, zu verschlingen — hob Herr Godet-Laterrasse sein Haupt und betrachtete das Treppenhaus. Noch in seinem Zusammenbruch blieb er erhaben.

Herr Sainte-Lucie warf einen Blick nach rückwärts, sah die auf einem Brett aufgereihten kupfernen Kerzenleuchter, die numerierten Schlüssel und die Annonce einer Likörhandlung — Dinge, die von europäischer Zivilisation zeugten.

Hätte er die steilen Abhänge einer Schlucht, die kahlen Hügel oder die Mangrovebäume seiner Insel um sich gesehen — er hätte höchstwahrscheinlich der unbändigen Lust nachgegeben und den Mentor erdrosselt. Er unterließ es aus Achtung vor den kontinentalen Sitten und begnügte sich zu sagen:

„Ich verlasse Sie nicht eher, bis Sie ihn gefunden haben."

Jetzt begannen Kreuz- und Querfahrten im Wagen. Herr Godet-Laterrasse führte den stummen Mulatten. Er dinierte mit ihm in den luxuriösesten Restaurants, nahm das zuvorkommende Lächeln der Kellner in Empfang und aß die köstlichsten Speisen. Des Abends stieg er über weiche, die Schritte dämpfende Teppiche die Hoteltreppe empor, und der überlange Schatten seines unvermeidlichen Gefährten folgte an seiner Seite. Er betrat ein schönes Zimmer, dessen Tür hinter ihm verschlossen wurde und sich erst am nächsten Morgen wieder öffnete, um ihn in dieses prunkvolle, grausame Leben zurückzurufen. Eine Droschke wartete auf sie; sie rasten den ganzen Tag umher. Sie fuhren in den „Dürren Kater". Virginia bekundete vor dem Vater großes Interesse für den Sohn. Sie erzählte, sie habe die Wäsche des Herrn Remi ausgebessert. Sie wäre für ihn durchs Feuer gegangen. Sie sei keine Frau wie so viele andere.

„Gehen Sie doch in die Morgue," fügte sie mit einem schweren Seufzer hinzu.
Sie entfloh in die Küche; kurz darauf erschien sie wieder mit geröteter Nase, eine Träne im Auge zerdrückend, in der Hand eine Rechnung, die Herr Remi zu begleichen vergessen hatte.
Sie benützte die Gelegenheit und erinnerte Herrn Godet an die Kleinigkeit, die er ihr schuldig geblieben war.
Aber der Mann von Eisen hatte sein Portemonnaie vergessen. Er hatte übrigens den Kampf bereits aufgegeben. Diese fahrende Gefangenschaft erschöpfte ihn.
Vom „Dürren Kater" wurde er in Labannes Atelier geschleift. Der Bildhauer streichelte seinen goldschimmernden Bart und erklärte, er sei sich über das Sühnedenkmal für die Opfer der Tyrannei noch immer nicht klar. Er studiere die Flora der Antillen. Er zeigte Herrn Sainte-Lucie eine Staffelei, die unter aufgehäuften Bücherstößen halb verschwand.
„Das war die Staffelei Ihres Sohnes," sagte der Bildhauer. „Der Bursche malte bereits mit der Geschicklichkeit eines Affen."
„Mein Sohn ist Maler!" rief Herr Sainte-Lucie voll Erstaunen.
Und mit einer Geste, die ihm schon zur Gewohnheit geworden war, schob er den Mentor in den Wagen, der unten auf sie wartete.
Sie fuhren zur Polizeipräfektur; sie fuhren zu Dion, der unter zwei gekreuzten Floretts ein Gedicht verfaßte.

Auf seinem Bücherschrank stand ein Totenkopf, mit einer schwarzen Spitzenmaske. Sie fuhren zu Mercier, der mit einer Hebamme zusammen hauste, einem grobknochigen, massiven Frauenzimmer von strotzender Gesundheit. Sie fuhren hinauf ins hinterste Batignolles, zu dem Atelier, wo Potrel seine Bilder malte. Sie fuhren zu einem Fräulein Marie und zu einem Fräulein Luise, die den einstigen Minister „Papa" nannte und mit ihm kokettierte.

Eines Tages, nach einem ausgezeichneten Frühstück, als der Wagen bereits in Sicht war, bat Herr Godet-Laterrasse Herrn Sainte-Lucie, er möge ihm wenigstens erlauben, seine Wohnung aufzusuchen und ein Hemd und ein Paar Socken zu holen. Ohne ihm auch nur zu antworten, befahl der Vater dem Kutscher, vor dem erstbesten Wäschegeschäft zu halten.

An jenem Tage fuhren sie auch zu Télémaque.

Miragoane, die es noch nie erlebt hatte, daß ein Wagen vor der Türe ihres Herrn hielt, bellte voller Besorgnis. Und als Télémaque den einstigen kaiserlichen Minister aus dem Wagen steigen sah, erstarrte er vor Ehrfurcht und Entsetzen.

„Sie sind's, Mouché Sainte-Lucie!"

Dann schwieg er, und sein Mund blieb geöffnet.

Seine Blicke huschten heimlich nach dem Wagen, voller Angst, Soulouque könnte dort verborgen sein. In dieser Hinsicht beruhigt, begrüßte er Herrn Godet-Laterrasse mit einem Lächeln und stieg in den Keller hinab, um einige Flaschen Bier zu holen.

Während seiner Abwesenheit betrachtete Herr Sainte-Lucie das Portrait, das in goldenem Rahmen über dem Schanktisch prangte.

„Nicht wahr, Mouché Sainte-Lucie, das ist was Schönes?" sagte der Schwarze. „Mouché Ihr Sohn hat dieses Portrait von mir gemacht. Er ist ein Zauberer, Mouché Remi."

Der Vater warf dem Mentor einen Blick zu aus giftverdunkelten Augen. Das war alles.

Als er von dem einstigen Minister erfuhr, daß Remi verschwunden war, dachte Télémaque lange nach. Seine Augen, halb geschlossen, waren wie die Augen eines schläfrigen Katers — schienen sich bei Miragoane Rat zu holen. Schließlich schüttelte er den Kopf und sagte mit heiligem Ernst:

„Mouché, die Liebe hat den Jüngling entführt. Die jungen Leute werden von der Liebe hin und her bewegt, wie Bruder Vadou, wenn er auf dem Schlangenkäfig tanzt. Eine alte Frau, die gut kochen kann, ist was Gutes. Aber ein schönes junges Mädchen ist auch was Gutes."

Télémaque verstummte.

„Wissen Sie, wo mein Sohn ist?" fragte Herr Sainte-Lucie. „Ja, Mouché," erwiderte Télémaque. „Er ist dort, wo das junge Mädchen ist." Man fragte ihn, wo denn das junge Mädchen sei, von dem er sprach. „Ich weiß es nicht, Mouché," antwortete er. Und er lächelte wie ein kleines Kind. Herr Sainte-Lucie konnte nichts weiter aus ihm herausbringen. Er stieß den Mentor mit seinem Paket Hemden und Socken in die Droschke und beschwor Télémaque, ihm alles mitzuteilen, was er über Remi in Erfahrung bringen konnte.



Télémaque hatte sein schwarzes Gewand angezogen. Er sah sehr gut aus in dem bürgerlichen Anzug, und der Hotelportier wies ihm ohne zu zögern die Ehrentreppe.

„Guten Tag, Mouché," sagte er zu Herrn Alidor, den er in einem rosafarbenen Kittel und Kniehosen antraf.

„Ich weiß, wo Mouché Remi ist. Er ist dort, wo das junge Mädchen ist, und das junge Mädchen ist in Avranches sur mer."

Dann erklärte er sich näher; er hatte bei verschiedenen Anlässen bemerkt, daß der junge Mann sich außerordentlich für Herrn Sarriette interessierte, einen Hausbesitzer in Courbevoie, und er hatte gedacht, es müsse wegen einem jungen Mädchen sein. Durch die Metzgerin und durch die Bäckerin brachte er in Erfahrung, Herr Sarriette, der nur mit wenig Menschen verkehrte, sei der Vormund eines jungen Mädchens, das mit seiner Mutter in der Rue des Feuillantines wohnte.

Dieses junge Mädchen sollte sehr hübsch sein. Und da Télémaque wußte, daß Herr Sarriette nach einem kleinen Dorf in der Nähe von Avranches gereist war, um sein Mündel dort zu besuchen, zweifelte er keinen Augenblick, daß auch Remi in Avranches war.

Er behauptete, nicht einmal Bruder Joseph, der Prophet, hätte besser raten können, selbst nach einem Tanz auf dem Schlangenkäfig.

Herr Sainte-Lucie lief zu dem Gefängnis des Mentors, der sich allmählich an dieses üppige und verblüffende Leben gewöhnt hatte, und gebot ihm, seine Koffer zu packen. Angesichts dieser grausamen Ironie erhob Herr Godet-Laterrasse seine Augen zum Plafond, diese rührenden Augen eines Pudels und eines Märtyrers. Man ließ ihm durch einen Kellner einige Taschentücher besorgen, dann rollte er an der Seite des Mulatten nach der Normandie.

Die beiden Reisenden brachten die Nacht in Avranches zu. Am nächsten Morgen versilberte ein sanftes Licht die sandige Bucht, von deren Hintergrund sich die braune, zackige Pyramide des Mont Saint-Michel abhob.

Herr Sainte-Lucie schleppte Herrn Godet-Laterrasse zu dem Fuhrwerk, das sie nach dem Badeort bringen sollte. Der einstige Minister warf sich in die Kutsche und verstaute seinen Gefangenen unter der Plane, zwischen zwei Kisten, deren Kanten ihm die Rippen eindrückten.

Ein lichtgrauer Himmel wölbte sich über dem Strand, als die Reisenden anlangten.

Herr Sainte-Lucie sperrte sein Opfer in ein Hotelzimmer ein.

Die Wirtin gab die Auskunft, daß Herr Remi in Begleitung von Herrn Sarriette mit seinem Malkasten nach den Klippen gewandert sei.

Und in der Tat, Herr Alidor war keine zehn Minuten gegangen, da sah er seinen Sohn, der in aller Ruhe die Felsen malte. Der Vater hatte gute Lust, ihn mit Stockschlägen zu traktieren, – und hätte ihn doch wieder am liebsten in seine Arme geschlossen.

Noch überlegte er, welchem Verlangen er nachgeben sollte, als Remi ihn erblickte und ihm um den Hals fiel.

Er war nicht mehr das große, mürrische Kind, das sein Vater vor vier Jahren verlassen hatte. Er war ein kräftiger Bursche, aufgeweckt und gut gelaunt. Er hatte einen offenen Blick, ein freundliches Lächeln.

„Welch ein Glück, daß du gekommen bist, Papa!" rief er aus.

„Ich wollte dir gerade schreiben. Herr Sarriette, den ich dir hiermit vorstelle, wird dich mit Frau Lourmel und ihrer Tochter bekannt machen."

Herr Sarriette ließ die Klippen in Stich, die er mit seinem Regenschirm gemessen hatte, und grüßte.

Am Abend sodann, unter dem Gefunkel der unzähligen Sterne, bot Herr Sainte-Lucie mit all seiner kreolischen Grazie Frau Lourmel den Arm, um mit ihr am Strande zu promenieren.

Remi ging neben Johanna und beobachtete, wie die blauen Schatten der Nacht von den Wimpern des jungen Mädchens auf ihre runden Wangen hinabglitten.

Sie wandte ihm den Blick ihrer Augen zu, die so frisch waren wie vom Tau benetzte Veilchen, öffnete die Lippen, – im Strahl des Mondlichts schimmerten ihre Zähne – und sagte:

„Mama konnte durchaus nicht begreifen, warum Sie uns nachgereist sind, ohne Hut, in Pantoffeln und Hausjoppe. Aber ich habe gleich gewußt, daß Sie es taten, weil Sie mich heiraten wollten."

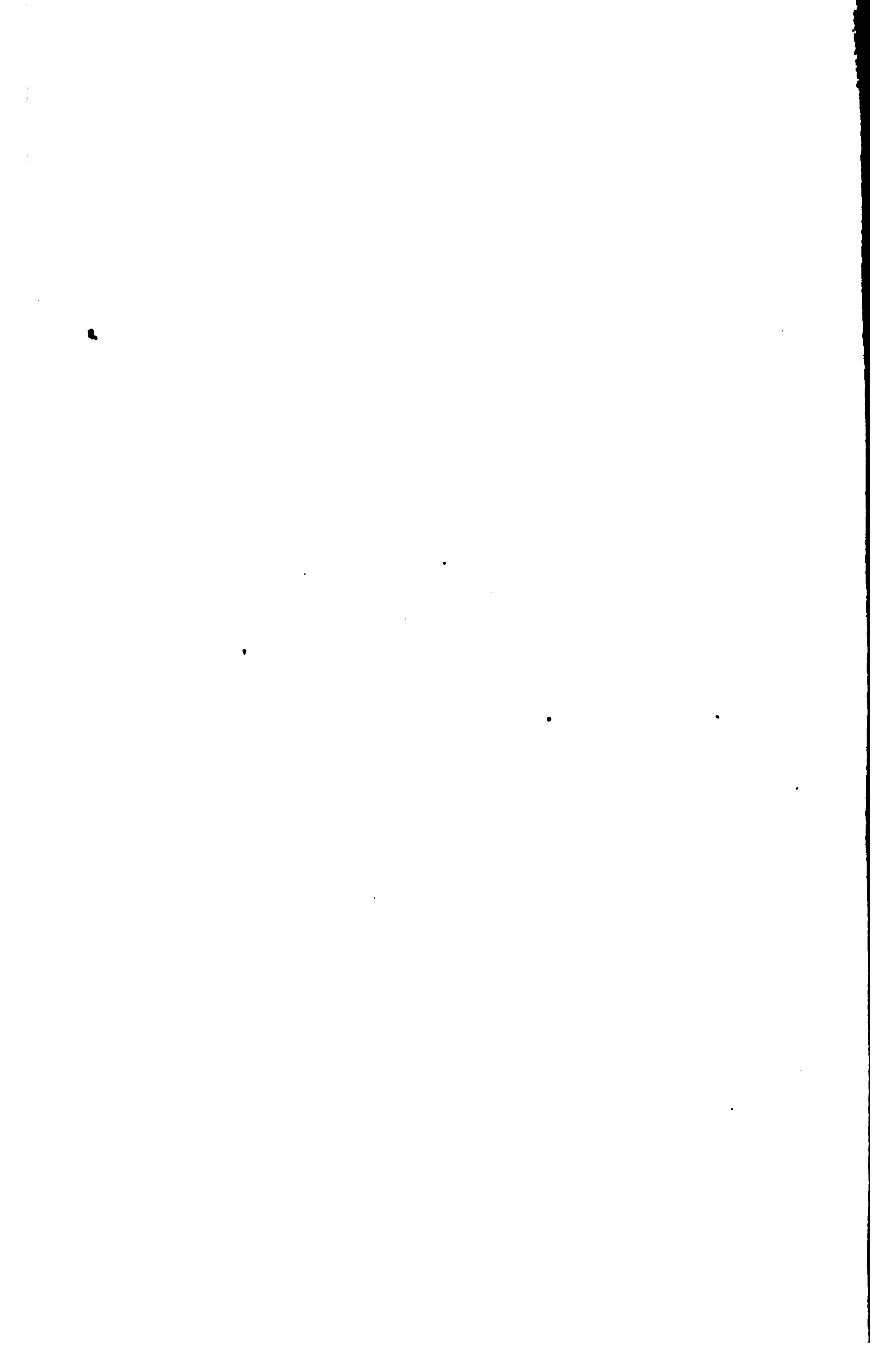
Als Herr Alidor mit seinem Sohn allein war, sagte er halb zärtlich, halb schroff:

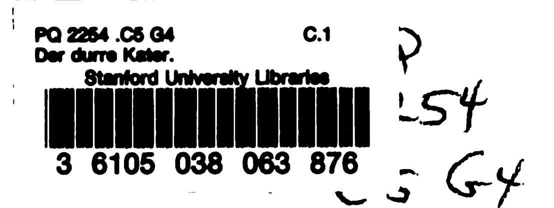
„Dieses junge Mädchen gefällt mir sehr gut. Du bist ihrer gar nicht wert. Ich hätte Frau Lourmel erzählen sollen, wie

du dich in Paris aufgeführt hast, du liederlicher Kerl! Kannst du denn wenigstens malen?" Plötzlich schlug er sich an die Stirne. „Ach – dieser Idiot, der Godet, er ist ja immer noch in seinem Zimmer eingesperrt!"



Dieses Buch wurde im Herbst 1921 durch die Universitäts-Buchdruckerei von
Dr. C. Wolf & Sohn in München gedruckt. 170 Exemplare wurden
auf echtem Zanders Bütten abgezogen und vom Künstler signiert.
Den Exemplaren I – L, die in einem handgearbeiteten Ganz-
lederband gebunden, wurde eine signierte Originalskizze
von Rudolf Großmann beigegeben. Die Exemplare
1 – 120, ebenfalls auf echtem Zanders Bütten
abgezogen und von dem Künstler signiert
und nummeriert wurden in Ganz-
leder gebunden.




PQ 2254 .C5 G4 C.1
Der durre Kater.
Stanford University Libraries
3 6105 038 063 876

